

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-261887](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261887)



## Gesundheit zum Neu- jahresgruß!

Gesundheit wird das Gut wohl sein,  
Das Jeder möchte haben;  
Denn man genießt durch sie allein  
Des Glückes and're Gaben.

Was nützt Dir Gold und Edelstein,  
Was helfen Millionen,  
Wenn Rheuma, Gicht und Bippertein  
Bei Dir im Hause wohnen?

Dort schleicht ein gar gefährter Mann,  
Berühmt durch seine Lehre!  
Man fühlt ihm seine Schmerzen an:  
Die heilen nicht durch Ehre!

Wie mancher stolze Herrscher zwang  
Die Welt zu seinen Füßen,  
Am endlich krank und todesbang  
Den hohen Rang zu büßen.

Ja, Liebe selbst, Familienglück  
Und Freundschaft treuer Herzen  
Gibt Dir den Frohsinn nicht zurück,  
Bist Du gequält von Schmerzen.

Drum wünsch' ich, daß in seiner Gut  
Dich Gott gesund bewahre,  
Und Dich mit lebensfrischem Blut  
Beglücke im Neujahre!

W. Zengerle.

**B**ott zum Gruß und alles Glück zum  
neuen Jahr! Wenn es dem geneigten  
Leser im zweiundachtziger Jahr so gut  
geht wie dem Hausfreund im achtziger  
und einundachtziger, so darf er unserm  
Herrgott danken; denn dem Hausfreund ist es  
gut gegangen, recht gut.

„Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was  
erzählen“, so hat schon vor mehr als hundert Jahren  
ein alter College vom Hausfreund gesungen und  
es ist heute noch ebenso wahr und vielleicht noch  
mehr wahr als Anno dazumal, besonders wenn  
Einer so weit in der Welt herumgekommen ist,  
wie der Hausfreund. Ja, der kann viel erzählen  
von seinen Wanderungen im vorigen Jahr, Lie-  
bes und Gutes, auch Schlimmes und Krummes,  
Luftiges und Erfreuliches, aber auch Ernstes und  
Widerwärtiges — wie es eben kommt und je-  
dem ehrlichen Deutschen nicht anders passirt. Aber  
zum Glück ist es mit dem Schlimmen und Wider-  
wärtigen nicht so arg gewesen. Man klagt gern  
über schlechte Zeiten; aber die Zeiten sind nicht

so schlecht, sondern die Menschen sind oft unge-  
schickt und schieben auf die Zeit, was sie selber  
verantworten sollten. Und so hat auch der Haus-  
freund mehr Gutes als Schlimmes erfahren und  
sogar das Allerwiderwärtigste ist wenigstens lustig  
gewesen. Der geneigte Leser denkt vielleicht:  
Der Hausfreund muß nicht gut bei Trost sein, oder  
es steckt was Besonderes dahinter. Nur ein wenig  
Geduld; der freundliche Leser soll es erfahren.

Man sollte meinen, wenn einer lang geruht  
hat, müsse es mit dem Wandern doppelt gut  
gehen. Das ist aber nicht so; vom langen Still-  
liegen werden einem die Füße blöd und die alten  
Knochen steif; das hat der Hausfreund auch er-  
fahren und bald gemerkt, daß er nimmer zu den  
Jungen gehört. Und so ist er auf seiner Wanderung  
bald in einen steten Schritt verfallen. Und item,  
das war gut; man sieht so viel mehr, hört viel  
mehr und lernt die Leute genauer kennen. So  
ist der Hausfreund durch unser liebes Baden ge-  
wandert, fein gemächlich, und es hat ihm nicht  
pressirt, und wo er hingekommen ist, hat man



Visitenkarte des Rheinländischen Hausfreund,  
abgedruckt von dem Holzschnitte, der nach Hebels Entwurf angefertigt worden ist.

dem alten ehrlichen Gesicht freundlich zugewinkt und hat die biedere Hand treuherzig geschüttelt und die Thüren aufgethan und ihm in der Stube ein gut Plätzlein eingeräumt. Es ist was Hübsches um einen guten Namen: das hat der Hausfreund wieder und wieder erfahren. „S' ist mir nur lieb“ hat ihm Einer beim Weitergehen gesagt, „s' ist mir lieb, daß ich über Euch nicht falsch berichtet worden bin, mit Euch kann man allerlei diskuriren; hat's geheißt: Ihr schmeichelt Niemand und man kriegt keine Händel mit Euch, und ich hab' es nicht glauben wollen, denn, aufrichtig gestanden, Ihr Kalendermacher habt schon viel Unfrieden und Aergerniß auf dem Gewissen; wenn man Euch nicht haben müßte, man wollte Euch“ — „Halt, lieber Mann“, hat da der Hausfreund geantwortet, „hab ich geschimpft? hab ich gehezt? hab ich geschmeichelt?“ „Das mein' ich ja gerade“, hat drauf der Mann gesagt, nichts von allem dem! Drum kommt nur über's Jahr wieder und kommt noch recht oft!“ Und so hat man gesagt droben am See und drunten an der Tauber, am Feldberg und in Mannheim.

Aber auch weiter ist der Hausfreund gewandert, in die Pfalz und in den Rheingau, nach Köln am Rhein, und auch nach Bremen und Hamburg ist er

gekommen, u. weil er noch ein paar Wochen Urlaub gehabt, hat er sich bereden lassen, mit einem guten Freund eine Fahrt nach Amerika zu machen. Der freundliche Leser weiß ja, daß heutzutage dies gar nichts besonderes mehr ist; in sechs Wochen kann Einer die Reise über das Weltmeer machen und wieder heintkommen und kann erst noch ein schönes Stück von den vereinigten Staaten sehen und manchem alten Landsmann guten Tag sagen. Und so ist der Hausfreund nach New-York und nach Washington gekommen und an andere Orte, und überall, wo deutsch gesprochen wird, hat er eine Aufnahme gefunden, so freundlich, wie er sie nur hat wünschen können. Die Deutschen drüben in Amerika haben ein Herz für Deutschland behalten; seit unser deutsches Reich wieder aufrecht steht, stehen auch sie aufrecht und können mit Stolz an die alte Heimat denken. Es ist dem Hausfreund oft gewesen, als wäre er in Lahr oder in Freiburg und nicht in Jefferson-City oder Philadelphia, so deutsch hat es ihn angemuthet bei den wackern Landsleuten; denn Landsleute sind sie geblieben, trotzdem, daß das Weltmeer sie von uns trennt. Drum hat der Hausfreund auch mit besonderem Behagen um Weihnachten herum die schöne Pfeife geraucht, die ihm

ein guter Freund in Washington zum Andenken gegeben hat; das Kapitol oder Regierungshaus ist auf den Pfeifenkopf gemalt. Und er hat die Zeitungen von drüben gelesen, die ihm der nämliche Freund geschickt hat, den „Missouri Volksfreund“ und das „Washingtoner Journal“ und andere. Da ist über den Hausfreund viel Schönes und Liebes zu lesen; aus Bescheidenheit setzt er es nicht her; aber so viel kann er sagen, sie freuen sich drüben, bis er wieder kommt.

Nun möchte der freundliche Leser wohl auch wissen, was das für eine widerwärtige und dennoch lustige Begebenheit war. Das verhält sich also: Nach seinen langen und weiten Wanderungen ist der Hausfreund wieder heimgekommen und hat zu sich selber gesagt: es ist überall gut; aber daheim ist es am besten.

Aber es hat ihn nicht lang daheim gelitten; das Wetter war so schön, so ein rechter Altweibersommer, zu einer Fuhrtour wie bestellt. Und der Hausfreund dachte: so acht Tage kannst du noch herumstreifen und ist landaufwärts gewandert. In Jrgendheim nahm er, wie schon oft, Nachtlager und hat sich recht gefreut, seine Jrgendheimer Freunde am runden Stammtisch im Adler wieder zu sehen. Schon vor der Thüre hat er gehört, wie sie laut und lebhaft drinnen mit einander diskutirten. Wie er die Thüre aufmacht und sagt: „Allerheiligsten Abend!“, da ist es still geworden, und hat der Hausfreund gemeint, die werden dich mit Freuden begrüßen, so hat er sich getäuscht; keine Hand wird ihm entgegen gestreckt, kaum daß Einer und der Andere etwas wie „guten Abend“ gebrummt hat. Und wie er sich auf seinen Stuhl setzt, da haben sie ihm Platz gemacht, aber nicht, wie das höfliche Leute thun, sondern wie ängstliche, und hat der Hausfreund bei sich gedacht: die meinen doch nicht, daß du aus der Türkei kommst und die Pest mitbringst? was soll das heißen? Und eine rechte Unterhaltung hat es auch nicht geben wollen; die Stammgäste aukteten auf ihre Gläser, bliesen den Rauch in dicken Wolken, tranken ab und zu ein Schlücklein — Summa, der Hausfreund hat sich das nicht erklären können und gemeint, er sei unter landfremde Menschen gerathen. Ab und zu strecken zwei die Köpfe zusammen, sprechen still zu einander, schauen zum Hausfreund herüber und dann wieder in ihre Gläser — nur ein Mal war es ihm, als ob er das Wort: „Steckbrief“ gehört habe und „Gerichtsverhandlung und anständige Menschen und Entschädigung und große Prozeßkosten“.

Was hat es denn da gegeben? hat der Hausfreund gedacht und er fragt: ist denn Jemand was passiert? Aber wer keine Antwort be-

kam, war der Hausfreund, und die Stammgäste schleichen einer nach dem andern fort, kaum daß sie gute Nacht sagen. Zuletzt sitzt der Hausfreund mütterseelenallein am runden Tisch und war doch kaum neun Uhr vorbei. Das Schöppllein hat ihm nicht mehr gemundet, der Wein kam ihm wie Galle vor; denn so ist der Hausfreund; wenn einem Menschen etwas Widerwärtiges zustößt, so fühlt er das wie ein eigenes Mißgeschick. Aber was war denn eigentlich? Der Hausfreund hat bald genug erfahren, daß er sein Mitgefühl nicht für andre Leute brauchte, sondern für sich selber.

Die Adlerwirthin, eine geschiedte und gute Frau, wie es wenige gibt, setzte sich mit ihrem Strickzeug an den runden Tisch, sprach aber nichts, als wolle sie dem Hausfreund andeuten: frage nur, dann will ich dir klaren Wein einschenken. „Nun, Frau Adlerwirthin, was haben denn heute die Herren?“ fragt der Hausfreund endlich. „Haben sie Euch nichts gesagt?“ gab die Adlerwirthin zur Antwort. „Nun, ich will Euch nichts weiter sagen; lest es selber, Ihr werdet am besten wissen, was daran ist.“ Und damit schob sie dem Hausfreund das Wochenblättlein hin. Der Hausfreund liest und liest, kann aber nichts finden, was ihm die Sache erklärt, bis die Adlerwirthin mit der Stricknadel auf eine Anzeige deutet, die der Hausfreund zwar gelesen, aber nicht verstanden hatte; am wenigsten hatte er gedacht, daß die Sache auf ihn gemünzt sei. Und da war allerdings zu lesen schwarz auf weiß, so ungefähr etwas von einem schlechten Kerl, der sich an anderer Leute Eigenthum vergriffen habe, der sich mit Unrecht den Hausfreund nenne und gar nicht der rechte Hausfreund sei; der rechte Hausfreund werde erst auf's Jahr 82 zum Vorschein kommen, der Rock sei schon fertig, nur die Stiefel noch nicht gefohlt und der Hut sei noch beim Hutmacher; aber der rechte Hausfreund werde kommen und mit dem unrechten werde man ein Wort reden und ihn vor Gericht stellen. „Da steht einem ja der Verstand still!“ rief der Hausfreund, als er das gelesen hatte, „was soll man denn dazu sagen? das ist ja alles nicht wahr, was hier steht! Kennen mich die Jrgendheimer so schlecht? das thut mir leid, sehr leid.“ „Den Jrgendheimern dürft ihr das nicht so übel nehmen“, sagte die Adlerwirthin, „die haben immer viel auf Euch gehalten; jetzt sind sie freilich kopfscheu; aber das Blättlein und was drin steht, ist nicht allein schuld daran.“ „Die Sache wird immer besser“, gab der Hausfreund zur Antwort, „ja was ist denn eigentlich schuld?“ Das kann ich Euch erzählen, Ihr wißt zwar, daß sonst nichts aus meinem Wirthszimmer hinausgetragen wird, wenn's die Gäste nicht selber thun.

rlaub  
guten  
Der  
s gar  
kann  
n und  
hones  
und  
agen.  
k und  
Orte,  
at er  
er sie  
rüben  
d be-  
ufrecht  
n mit  
dem  
Jahr  
- City  
ange-  
lands-  
Welt-  
Haus-  
Weih-  
te ihm

Aber diesmal und mit Euch kann ich eine Ausnahme machen; denn mir kommt selber die Geschichte unsauber vor. Es werden vier Wochen sein, da sind zwei Herren hier gewesen, der eine ist mir bekannt vorgekommen; ich habe aber nicht gewußt, wo ich ihn hinthun soll. Mit seinem Fußwerk scheint es nicht am besten bestellt zu sein; er hinkt ein bischen stark. Sonst hat er aber ausgesehen wie ein rechter Mann, und er war sehr unterhaltlich mit den Gästen, wie Ihr, Hausfreund. Der andere aber hat mir nicht gefallen; der war so ein Mensch wie der Zirkelschmied. Die beiden Herren haben wohl gewußt, daß Ihr oft hierher kommt und haben sich erkundigt nach Euch, und die Gäste haben anfangs gemeint, Ihr müßtet den Beiden Geld schuldig sein oder so etwas. Der Zirkelschmied hat tüchtig gebedehert, und wie er warm geworden ist, hat er über Euch Reden geführt, ungefähr so wie es im Blättlein steht. Der andere Herr hat wenig gesagt, aber um so mehr gefragt und von Zeit zu Zeit dem Zirkelschmied gewinkt, er solle es nicht zu arg treiben. Und als die Gäste um zehn Uhr fort



waren, sind die Beiden noch allein sitzen geblieben und haben zusammen gedüffelt und gezischelt; der Zirkelschmied hat an den andern hingeschwätzt wie ein Galgenpater: es muß gehn, es wird gehn und so etwas von 10,000 Mark Schadenersatz.

Der andere hat den Kopf geschüttelt und beim Hinausgehn gesagt: darüber müssen wir erst schlafen. Der Zirkelschmied hat aber noch im Hausgang gerufen: das muß gehen; er muß daran glauben. Ein paar Tage darauf kam die Geschichte im Blättlein. So, Hausfreund, jetzt wißt Ihr, was vorgegangen ist; vielleicht kennt Ihr die Herren; richtet Euch darnach."

Jetzt ist dem Hausfreund ein Licht aufgegangen; so, so, hat er gedacht, also Brodneid; nun, das muß man einmal abwarten. Das Blättlein aber hat er mitgenommen. Einem andern wäre vielleicht die Lust am Reisen versalzen gewesen, nicht so dem Hausfreund. „Jetzt erst recht,“ dachte er, „und überall hin wird gegangen, wo alte Bekannte sind.“ Es ist ihm nirgends mehr so gemacht worden, wie in Irgendheim; aber die Mixtur im Blättlein hat ihre Wirkung gethan. Auch Leute, die den Hausfreund sonst wenig angingen, haben sich um ihn gekümmert, nach ihm gefragt und sind in das Gasthaus gekommen, wo er mit seinen guten Freunden beim Schoppen saß, und an Achtung u. Freundlichkeit hat es nirgends gefehlt, im Gegentheil. Darum hat auch der Hausfreund den Rath seines Adjunkten nicht befolgt; der ihm schrieb, er müsse gegen das Blättlein klagen: „die Herren haben mich zu einem berühmteren Manne gemacht, als ich's verdiene;“ so hat er dem Adjunkten zurückgeschrieben, „sie haben vorläufig Anspruch auf meinen Dank, und kommen sie mir mit dem Gericht, nun so wird's im deutschen Reich noch Recht und Gerechtigkeit geben. Vange machen gilt nicht, sagen sie in Berlin.“ Und mit großer Gemüthsruhe hat der Hausfreund darauf gewartet, daß er vor Gericht geladen würde; aber siehe da, das Jahr ging zu Ende und keine Ladung kam; die zwei Herren werden wissen warum, und der Hausfreund weiß es auch.

Auf dem Rückweg aus dem Oberland ist der Hausfreund express nach Irgendheim gegangen. Diesmal aber haben ihn die Stammgäste im Adler anders empfangen; wie er kaum zur Thür herein war, sind sie ihm entgegen gelaufen, und jeder hat ihm die Hand gedrückt, mancher zweimal und dreimal, und der kleine dicke Doktor von Irgendheim hat eine Rede gehalten und dem Hausfreund gesagt: „Wir wissen nun, wie wir mit Euch dran sind, Hausfreund, Ihr seid ein Ehrenmann, und wie wir mit dem fremden Herrn dran sind, wissen wir auch. Es bleibt zwischen uns beim Alten. Wollt ihr?“ „Ob ich will!“ hat der Hausfreund geantwortet, und brav in die dargereichte Hand eingeschlagen. Und am selbigen Abend hat die Adlerwirthin mehr Schöppllein aufstellen müssen als sonst, und auch bessere, und beim Heimgehen

haben die Stammgäste mehr gelacht und lauter gesprochen als sonst. Dem Hausfreund wars selber warm im Kopf vom vielen Anstoßen und Gesundheitstrinken.



Und am andern Morgen hat er der Frau Wirthin sein ächtes und wahres Bild geschenkt zum Angedenken, und auch für jeden von den Herren am runden Tisch hat er eines dagelassen. Er will es auch dem geneigten Leser nicht vorenthalten, und darum ist es auf Seite 28 abgedruckt, vom nämlichen Holzstock, von dem man es abgedruckt hat zu den Zeiten des seligen Hebel. Ja er wird sogar aus Hebels ungedrucktem Nachlasse, den er redlich erworben hat, in diesem Jahre und in den folgenden jeweils ein Gedicht, eine Erzählung oder sonst was Urschriftliches von unserem vaterländischen Dichter veröffentlicht, damit die Irgendheimer nicht mehr zweifeln, ob er oder ein anderer der ächte Rheinländische Hausfreund sei.

Das also, meine lieben Leser, war in Summa seine widerwärtige und dennoch lustige Geschichte: Der Brodneid kaufte von einem Advokaten einen Raketenkopf und ließ aus demselben einen Schredschuß auf Schadenerfaß abfeuern. Der Knall aber verhallte gemüthlich im Leeren, indeß das Echo dem Hausfreunde viele Gönner erweckte und darunter manch rechtsschaffenen und angesehenen.

Und so wird er seines Weges gehen, Jahr

für Jahr, so lange es dem lieben Herrgott gefällt. Damit empfiehlt er sich dem freundlichen Leser auf's Neue zu geneigtem Wohlwollen.

### Jungfer Gustave.

Der freundliche Leser hat vom einundachtzigsten Jahrgang her noch die Jungfer Gustave Fecht im Gedächtniß, die Herzensfreundin unseres Hebel. Er möchte vielleicht gern mehr von ihr wissen, als dort mitgetheilt ist, und der Hausfreund will ihm darin so viel zu lieb thun, als er selber vermag. Viel ist es freilich nicht; denn die Jungfer Gustave hat ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt, und hätte nicht sie selbst die Briefe aufgehoben, welche Hebel ihr geschrieben hat, wer weiß, ob viele Leute außer ihren Angehörigen heute noch an sie dächten. Nicht als ob sie ein warmes, freundliches Andenken nicht verdient hätte; aber die Welt ist einmal so.

Wenn wir von merkwürdigen Menschen hören oder lesen, da möchten wir gleich auch gern wissen, wie sie aussehen oder ausgesehen haben; wir würden sie dann besser verstehen und besser würdigen. Und so weit will der Hausfreund jedenfalls dem geneigten Leser die Bekanntschaft der Jungfer Gustave verschaffen, und hat darum ihr Bild hier abdrucken lassen. So hat sie ausgesehen um die Zeit, da Hebel von Lörrach nach Karlsruhe versetzt worden ist. Nur muß der geneigte Leser nicht meinen, daß die Jungfer Gustave jemals in so lustigen Kleidern herumgegangen sei, wie hier auf dem Bild; das hat der Maler so gemacht, weil es damals der Brauch war, die Leute in absonderlicher Kleidung zu malen. Ist ja auch auf der Heidelberger Brücke der Kurfürst Karl Theodor in Stein abgebildet, wie er gewiß nie herumgeritten ist und sitzt auf dem Roß ohne Hosen und in Stiefeln, aus denen die Zehen gucken. Man hat eben damals gemeint, so sei es schöner.

Nun wundert's vielleicht den geneigten Leser, warum die Jungfer Gustave gerade mit einem Hahn auf dem Arm abgemalt worden ist. So schwer es ihm ankommt, muß der Hausfreund gestehen, daß er das nicht weiß, und hat doch einen ehrwürdigen Pfarrherrn darum gefragt, der als Studentlein alle Tag in der Gustave Haus gekommen ist. Vielleicht ist es der Hahn aus dem Hühnerhofe im Pfarrhause in Weil; denn Gustave war für alles Hauswesen besorgt und besonders eifrig für den Garten und den Hühnerhof. Vielleicht ist es auch nichts anderes als ein Einfall des Malers, und hat derselbe gemeint, das Porträt des jungen Mädchens sei in-

teressanter, wenn etwas Lebendiges dazu abgemalt wird. Hätte der Hausfreund das Bild zu malen gehabt, er hätte den Guller weggelassen, und der Gustave einen Strauß von schönen Tuli-



Gustave Fecht.

panen in die Hand gegeben; denn diese Blumen hat die Jungfer besonders lieb gehabt, das weiß der Hausfreund von der Base seiner Schwiegermutter; die ist des Pfarrherrn Tochter von Weil und hat als Kind die Gustave wohl gekannt und alle Tage die Zeitung zu ihr hinübergetragen.

Zur Zeit, da Hebel nach Lörrach kam als Präceptoratsvikar, war der Schwager der Gustave, Tobias Güntert, Direktor der Lörracher Schule. Von ihm wird berichtet, daß er ein Ehrenmann in jeder Hinsicht gewesen ist, daß er neben einem reinen Sinn und reinem Herzen voll Gottesfurcht eine heitere Ansicht vom Leben gehabt hat. Das war so recht der Mann für unsern Hebel; er hat Freundschaft mit ihm geschlossen, die bis zu Günterts Tod — er ist Anno 21 gestorben — gedauert hat. Der Präceptoratsvikar gieng beim Direktor in die Kost und ist so jeden Tag in das Haus gekommen und mit der Familie so verträut geworden, als ob er zu derselben von Kindesbeinen an gehört hätte. Der Gustave Vater war vier Jahr zuvor gestorben; darum lebte sie und ihre Mutter im Haus des Schwagers. Gustave war damals ein junges Ding, kaum fünfzehn Jahre alt, und frisch und munter, Hebel zwar bereits ein Mann in Amt und Würden, aber bei seinen dreiundzwanzig Jahren doch noch aller-

Schaltheit voll und hatte nach des Tages Last und Arbeit kein größeres Vergnügen, als bei der guten Direktorsfamilie zu sein, einen Scherz in Ehren mitzumachen, daneben auch den Frauen Handreichung zu thun in allerlei Hausgeschäften, als da sind Wäscheseil auf- und abziehen, Bündel an den Bettziechen bügeln, Bohnen putzen, Holz sägen zum Kaffeli, Hanf reiteln und dergleichen mehr. Und wenn sie abends um den Tisch saßen mit ihren Spinnerädern, war der junge Herr Professor auch dabei, und man hat Geschichten erzählt und Lieder gesungen. Daß der Präceptoratsvikar und die Gustave einmal ein Paar geben könnten, daran hat wohl niemand gedacht, denn Gustave war fast noch ein Kind, und mit einem Vikarsgehalt von 350 fl hat Hebel nicht ans Heirathen denken können. Und so ist manches Jahr verangangen in Frieden und Gemüthlichkeit, und Hebel bemerkte es kaum, daß der junge Vikar allmählig ein alter Vikar wurde. Etwas anderes aber bemerkte er, daß das kleine Mädchen allmählig eine stattliche, schöne Jungfrau geworden war mit schönen blauen Augen und blondem Haar, und was noch mehr ist, mit einem braven Herzen und rechtem, häuslichem Sinn. Da ist er bei seinen Besuchen in Günterts Haus manchmal still in einer Ecke gesessen und hat nach Gustave hinübergeschaut und sich gefreut, wie ihr Reden und Thun von einer guten, frommen Gesinnung geleitet war, und wie sanfte Tugend und edle Bescheidenheit sie zierte. Damals ist ihm auch der Gedanke gekommen, wie es ein Glück sein müßte, wenn er die Gustave als seine eheliche Hausfrau heimführen könnte in ein gemüthliches Pfarrhaus in einem stillen Dörflein. Dazu fehlte ihm nur eines, aber etwas sehr wichtiges, nämlich, daß er eben nicht Pfarrer war, sondern nur Präceptoratsvikar mit einem schmalen Einkommen. Nun, sie waren beide noch jung genug und konnten wohl noch eine Zeit lang warten. Gesagt hat er der Gustave damals nichts davon, wie sehr sie ihm lieb war, und hat es auch gar nicht nöthig gehabt; denn sie hat es wohl merken und auch von sich selbst abnehmen können. Aber gesagt hat auch sie nichts.

Ein paarmal sah es aus, als ob es mit Hebels Verhältnissen vorwärts gehn wollte. Güntert erhielt die Pfarrstelle in Weil; Hebel machte sich Hoffnung darauf, Direktor der Lörracher Schule zu werden — aber ein anderer wurde ihm vorgezogen. Bald darauf hatte er Aussicht, Pfarrer in Pforzheim zu werden; aber da ward er krank und der Arzt meinte, ans Predigen dürfe er nimmer denken; das Schulhalten werde ihm jedoch nicht schaden, wenn er sich vor Schreien

und Jorn hütte. Damit war vorberhand sein häusliches Glück wieder in weite Ferne gerückt. Als Professor konnte er nicht heirathen; eine Pfarrei anzunehmen, machte ihm seine schwache Gesundheit unmöglich, und wenn auch — er hat selbst geschrieben: „mein Gewissen verbietet mir und meine Ruhe, so lange ich nicht gesichert vor einem frühen Tode oder elenden Leben bin, zu heirathen.“ Er hat damals allerlei überlegt, wie er seine Umstände verbessern könnte, ob er seinen Bündel schnüren und in die Fremde wandern wollte, um irgendwo besseres Brod zu finden, ob er umfahnen und Medizin studiren sollte. Zum Glück hat er weder das eine, noch das andere gethan; denn nicht lange darnach wurde er Diakonus in Karlsruhe. Aber mit dem Heirathen war es auch jetzt noch nichts; denn 400 fl in Karlsruhe waren fast noch weniger als 350 fl in Lörrach, und die Angst vor einem siechen Leib war auch noch nicht ganz verwunden. So hieß es abermals hoffen und warten. Für Hebel war das nicht übertrieben schwer; die Gesundheit stellte sich wieder ein, und das Predigen machte ihm keine Schwierigkeit mehr, ob schon er außerdem in der Woche 23 Unterrichtsstunden geben mußte. Das Leben in Karlsruhe war sonst angenehm, gute Freunde wurden gefunden — vom Heimweh nach dem Oberland und der Jungfer Gustave abgesehen, hatte er nicht zu klagen. So verging Jahr um Jahr, er kam vorwärts an Ehren und auch an Einkommen.

Und Gustave? Gustave lebte im stillen Pfarrhaus in Weil; das scheint einem Stadtmenschen ein einförmiges Leben, ist es aber nicht. Es gibt dort auch viel zu erleben in Freud' und Leid, so viel und noch mehr, als in der Stadt, nur sind die Sachen anders geartet. Und ihr mag das Warten und Hoffen schwerer geworden sein; denn wie fleißig ein Mädchen im Hauswesen sich rührt und mitarbeitet — viele Arbeiten sind eben der Art, daß das Herz Zeit genug findet, zu sorgen und sich zu plagen, und die Arbeit geht doch fort. Doch schrieben die beiden einander, vielleicht nicht so oft und jedenfalls nicht so zärtlich, wie es heutzutage zwischen Brautleuten der Brauch ist, aber zärtlich genug, sofern in den Briefen eine tiefe, ernste, treue Liebe erkennbar ist, und auch oft genug, wenn man bedenkt, daß dazumal ein Brief am Sonntag in Karlsruhe auf die Post gegeben wurde und vor Donnerstag, Freitag nicht in Weil ankam. Ueberdies hatte Hebel Berufsarbeit genug, und Gustave mußte im Pfarrhof zu Weil im Haus und Garten die Hände fleißig rühren und hatte zu allem Überfluß noch eine Winterschule angefangen, in wel-

cher sie den Weiler Mädchen Unterricht gab. Darum blieb ihr zum Brieffschreiben nicht viel überflüssige Zeit. Zudem kam ja Hebel fast jedes Jahr in den Ferien ins Oberland zu den lieben Freunden.

Hebel dachte bei aller Annehmlichkeit des Karlsruher Lebens immer noch an eine Pfarrei. Nachdem er fast zehn Jahre in der Residenz gelebt hatte, richtete er die Augen auf Grenzach; er wäre da nur eine Stunde Wegs von Weil entfernt gewesen. Aber es wurde nichts daraus. Gustave hielt ihm einmal vor, Karlsruhe wolle er sich nicht mehr abkaufen lassen. Darauf schrieb er ihr: „Was kann ich dafür, daß mir niemand etwas besseres bietet? Umsonst gibt man doch auch nicht wieder her, was man einmal hat. Daß es mir in Karlsruhe jetzt besser behagt, als anfänglich, ist wohl wahr, und sehr natürlich. Aber ob es mir so lieb werden kann, als das Oberland noch ist, das ist eine andere Frage.“

So verging Jahr um Jahr; aber die Hochzeit Hebels kam nicht, und doch war er schon über vierzig und Gustave schon über dreißig. Hebels Briefe blieben immer gleich freundlich und herzlich; er nahm Antheil an Allem, was die Güntert'sche Familie angeht, schickte an Gustave Blumenzwiebeln und Sämereien für ihren Garten, Bücher zum Lesen, schrieb ernste und scherzhafte Begebenheiten aus seinem Leben, Nachrichten von gemeinsamen Freunden, auch ab und zu eine Karlsruher Stadtgeschichte. Es kam kaum anders sein, als daß schon zehn bis zwölf Jahre nach Hebels Anstellung in Karlsruhe Hebel sowohl als Gustave darüber ins Reine gekommen, daß sie auf eine eheliche Verbindung nicht rechnen konnten. Ob sie sich darüber mit einander besprochen haben? Niemand weiß es; ebensowenig weiß man, was eigentlich das Hinderniß war, nicht einmal Hebels beste Freunde haben es erfahren. Man kann allerlei vermuthen; was man aber immer vermuthen mag, Hebel und Gustave können nur Ehre davon haben. Hebel selbst hat die Frage, warum er ledig geblieben, kurz abgefertigt mit den Worten: „Als ich heirathen wollte, konnte ich nicht; als ich konnte, wollte ich nicht.“ Das ist jedenfalls das Richtige. Aber der geneigte Leser fragt vielleicht: warum so? Sicher war keines mit dem andern unzufrieden; denn weder Hebel noch Gustave haben sich nachmals verheirathet. Und da sage man nicht, sie seien eben von einer bestimmten Zeit weg zu alt gewesen, denn Gustave besaß jene Schönheit des Leibes und jene Gediegenheit des Sinnes, welche einen Brautwerber nicht viel nach dem Alter fragen lassen, und Hebel hat jugendliche Art und

Sinn bewahrt bis ins Greifenalter. Und noch mehr, beide sind zeitlebens durch eine herzliche, innige Freundschaft verbunden geblieben.

Der Hausfreund erklärt sich die Sache folgendermaßen. Viele Leute schließen eine sogen. Vernunfttheirath; Hebel und Gustave thaten das Umgekehrte, sie heiratheten einander aus Vernunft nicht. Und das ist besser als jenes; denn was man Vernunfttheirath nennt, ist im Grund doch nichts anderes als eine selbstsüchtige Spekulation auf eine gute Versorgung, eine gute Parthie, auf einen Gewinn an Ehre, an Geld, an Einfluß. Es mögen sonst ganz brave Leute sein, die eine Vernunfttheirath schließen; aber ein Herz haben sie nicht. Bei Hebel und Gustave war es anders; die hatten einander von Herzen gar lieb; allein in der Maienzeit ihres Lebens standen ihrer Verbindung unüberwindliche Hindernisse entgegen, und sie wurden getrennt durch weite Entfernung und sahen sich dann nur von Jahr zu Jahr auf kurze Zeit. Das Warten war es nicht, es war die Trennung. Sie lebten dann, jedes in seinem Kreise treu und rein; aber jedes empfing von seinem Kreise eine bestimmte Lebensrichtung, und zwar am meisten Gustave. Eine Jungfrau, die warten muß auf ein erhofftes Lebensglück, und die dazu an einen Platz gestellt ist, an dem es gilt sich rühren, schaffen, anordnen, die kommt, wenn sie ein starkes Herz hat, in zehn Jahren des Hoffens und Harrens, des Schaffens und Sorgens zu einem gewissen Lebensernst. Sie braucht darum ihre Herzensneigung nicht aufzugeben, aber ein gewisses herbes Wesen legt sich um dieselbe, wie einen Dornenzaun um einen Blumengarten. Und so war es bei der Jungfer Gustave. Wäre Hebel im Oberland geblieben und hätte sie von Zeit zu Zeit gesehen, so hätte er die allmähliche Veränderung ihres Wesens weniger bemerkt. Nun war Hebel ein weichherziger Mann; bei aller Liebe und Verehrung für Gustave mußte er aber einsehen, daß ein so starkmüthig Wesen, wie Gustave eines geworden war, zu ihm nicht recht mehr paßte — der geneigte Leser kann sich denken, warum. Und bei Gustave lag das starkmüthige Wesen im Blut; sie hatte es von ihrem Vater geerbt; der war ein Held am Leibe und am Sinn. Hat er doch, als er durch den Eimeldinger Wald fuhr und von Strolchen angegriffen wurde, mir nichts dir nichts ein Rad aus der Achse seines Wägelchens gerissen und damit die Strolche in die Flucht geschlagen. Zur Zeit, da Hebel die Gustave heimführen wollte, hat er nicht gekonnt; später fiel es ihm schwer, aus einem lieben Beruf, aus einem werthen Freundeskreis, aus der kleinen, aber immerhin

belebten Residenz in ein Dörflein überzusiedeln; das hat sicher Gustave auch begriffen; sie wäre auch schwerlich gerne in die Stadt gezogen und hätte das frische, arbeitsvolle Leben des Landpfarrhauses gewiß nicht mit dem Leben einer Stadtdame vertauschen mögen, zumal in einem Alter von vierzig Jahren; denn so alt war sie, als Hebel endlich ein reichlicheres Einkommen erlangte. Es hat so weder Hebel von Gustave, noch Gustave von Hebel ein Opfer anzunehmen brauchen, und das war besser für beide; denn sie sind ihr Leben lang in Liebe und Freundschaft verbunden geblieben, mehr als viele Eheleute, denen man sonst nichts vorwerfen kann. Darum ist des Hausfreunds Meinung, daß beide recht vernünftig gehandelt haben. Und er will auch eine Kleinigkeit anführen, welche aber viel sagt. Hebel schließt einmal einen Brief ab mit folgenden Worten: „Doch, es ist Zeit, dem Geschwäze ein Ende zu machen, eh' das Sauerampfergesicht kommt. Leben sie wohl, süße Jungfer Sauerampfer.“ Hätte Hebel neben aller Plage, die ihm seine Aemter brachten, den guten Humor haben können, der aus dem Rheinländischen einen anlacht, wenn er fortwährend hätte fürchten müssen, daheim einem Sauerampfergesicht zu begegnen? Der Hausfreund glaubt's nicht. Oder hätte die ernste Jungfer Gustave als Frau Kirchenrätthin inmitten der Sorge um Hauswesen und Familie es fertig gebracht, dem lebensfrohen Herrn Gemahl keinerlei Sauerampfergesicht zu machen? Der Hausfreund glaubt das auch nicht. Und er ist weit entfernt, ihr daraus einen Vorwurf zu machen; niemand kann seine Natur ändern und eine Art, wie sie geworden ist auf einem langen und nicht ganz leichten Lebensweg, und soll es auch nicht, zumal wenn Natur und Art so tüchtig sind, wie bei der Jungfer Gustave, und kein anderes Gebrechen da ist als ab und zu und meinetwegen auch alle Tag ein Sauerampfergesicht.

Gustave blieb im Hause ihres Schwagers bis zu dessen Tod und hat auch nachher mit ihrer Schwester in Weil gewohnt, geehrt und geliebt von Allen, die sie kannten. Wo sie etwas Gutes schaffen konnte, mit Rath oder That, da hat sie's nicht fehlen lassen. Hebel hatte Theil an ihrer Wohlthätigkeit; er schickte ihr Geld für ihre Armen, legte Fürsprache ein bei mächtigen Leuten für ihre Schützlinge, und sie hinwiederum sandte Gaben von Weil, wenn Hebel für Karlsruher Arme sammelte. Und Briefe gingen hin und her zwischen dem Freund und der Freundin bis kurze Zeit vor Hebel's Tod, und sie sind kaum verschieden von denjenigen, die geschrieben wurden, als beide noch so zu sagen Brautleute wa-

ren; dieselbe liebevolle, feine, herzliche Art — es ist, wie wenn ein Gatte, der durch unüberwindliche Umstände gezwungen ist, ferne von der geliebten Gattin zu leben, — sie geschrieben hätte. Wie Gustave Hebels Tod aufgenommen hat, kann der geneigte Leser sich denken. Sie erbte von ihm eine Anzahl Bücher, die hat sie sauber in einem eigenen Kästlein von schwarzem Holz in ihrem Wohnzimmer aufgestellt und den Leuten, die zu ihr kamen, gern gezeigt. Aderthalb Jahre nach Hebels Abscheiden folgte sie ihm in die Ewigkeit nach. Wenige Wochen vor ihrem Tod hatte sie dem alten treuen Knecht des Hauses, dem „Her Stephan“, wie ihn Hebel genannt hat, die Memmannischen Gedichte geschenkt, und hineingeschrieben: „Gang Büchli zum Her Stephan! und grüß mer en und sag do bini zwu Adenke an de woni der Name von en ha. De besch en jo gut kennt un er het der jo au Guts tho un e groöze Gfalle derzu. Denk au an die womer allme zu ene cho isch ins Pfarrhus, an die Verstorbene, un vergiß die gute Lehre nit, seyng fromm un ehrli, das währt doch am längste. Und wenn die wo jez no do sin, au selle Weg gange sin, so denk an sie. Jä so! Glück un Gesundheit foll i au wünsche, un brave folgsame Chinder. Das geb Gott der Herr. Weil, den 14. Februar 1828.

G. W. F.

Am 20. April darauf ist sie au selle Weg gange.

### Der verschwundene Brief.

Eine wahre Geschichte.

„Ich bitte Dich, Auguste, beschäftige Karl einen Augenblick, ich verzähle mich immer! — Drei, — fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, richtig, zehn Hundertguldenscheine!“

Die verwitwete Räthin saß in einem großen, altmodischen Lederfauteuil vor ihrem Schreibtische bei der angenehmen Beschäftigung, Geld zu zählen. Trogdem sie eine starke, gutmüthig aussehende Frau war, lagen die Anzeichen einer heftigen Gemüthsart in dem lebhaften Wechsel ihrer Gesichtsfarbe und dem leichten Anschwellen der Stirnader, als sie jetzt einen blitzenden Blick nach der Seite warf, wo ein allerliebster, vielleicht vierjähriger Knabe lärmend umherlief und dabei ein hübsches Dienstmädchen neckte, das im Begriff stand, gebügelte Wäsche in eine alterthümliche Kommode zu legen. Das ganze Zimmer trug den Stempel behäbigen Bürgerthums früherer Zeit und hatte, ohne den heutigen Anforderungen der Eleganz zu genügen, doch etwas außerordentlich Anmuthendes und Gediegenes. So machte

auch das Mädchen einen äußerst ehrenwerthen Eindruck. Seine Kleidung trug den Stempel großer Nettigkeit und seine sanften, fast schwermüthigen Züge erweckten unwillkürlich Vertrauen und Mitgefühl.

„Komm, Karlchen,“ sagte es zu dem Knaben, „setze Dich hierhin! Sieh dies schöne Bilderbuch an, Mama will Ruhe haben!“

„Ja, wenn Du mit mir hineinschaust.“ Damit zog der Kleine das Mädchen zu einem stattlichen, hochlehnigen Sofa, welches hinter einem schweren Eichentische stand. „Da wollen wir die Bilder ansehen, Gustchen, liebes Gustchen,“ schmeichelte er, „und dabei erzählst Du mir eine schöne Geschichte.“

Er war auf das Sofa geklettert, stützte sich mit den Händchen auf die Tischplatte und beugte sich über das Buch. Auguste, die schon mehrere Jahre im Hause diente und das Kind aufziehen half, blickte mit großer Herzlichkeit auf dasselbe und begann eben mit gedämpfter Stimme die Erklärung eines aufgeschlagenen Bildes, als die Räthin von Neuem rief:

„Bringe mir Licht, Auguste!“

„Siehst Du,“ fuhr sie fort, als das Mädchen eifertig mit der brennenden Kerze erschien, „hier stecke ich zehn Hundertguldenscheine in das Cou-



vert; das sind tausend Gulden, und nun siegle ich es in deiner Gegenwart zu, damit du im Nothfall bezeugen kannst, daß ich das Geld in den Brief gethan habe. Du wirst das Packet gleich auf die Post tragen.“

„Ach, ist das viel Geld,“ sagte Auguste, „das könnte Manchen glücklich machen!“

„Wozu möchtest du so viel Geld?“ sprach die Herrin leicht verwundert aufschauend, „Du hast ja, was Du brauchst.“

Das Mädchen seufzte still.

„Die Summe, die mich glücklich machen würde, brauchte nicht einmal so groß zu sein.“

„Du meinst deine Heirat, — nun laß es gut sein, wenn dein Bräutigam die Lehrerstelle erhält, will ich mich erinnern, daß Du mir so lange treu gedient hast. — Gib nur gut Acht auf den Brief; hier liegt er und vergesse nicht, den Schein zu verlangen.“

„Die Wäsche darf ich wohl nicht erst aufheben?“

„Nun ja, doch beeile Dich!“

Die Dame drückte hastig den letzten Siegel auf den Brief. Sie war zum Ausgehen angekleidet und wehrte dem schmeichelnden Knaben, ihr schweres Seidenkleid zu zerknittern.

„Siehst Du, kleiner Bursche,“ sprach sie, mit der einen Hand sein Köpfchen streichelnd und ihm mit der andern den dicken Geldbrief vor das roßige Gesichtchen haltend, „das verschafft Dir etwas, was Dir einmal recht gelegen kommen wird; es kauft Dir nach dem Willen Deines guten Papas eine Renteneinschreibung, — ein Taschengeld für die Studentenjahre! — Aber Hand weg,“ schob sie die zulangenden Finger des Knaben fort, „jetzt kannst Du's noch nicht brauchen.“

In dem Augenblicke sah der Kopf der Köchin zur Thür herein.

„Frau Rätin, die Frau Pfarrer ist da, — sie will die Frau Rätin in die Kaffeegesellschaft abholen. Ich habe sie in das Besuchzimmer geführt.“

„Sogleich werde ich kommen,“ rief die Dame, „das hätte ich ja fast vergessen!“

Sie sprang auf, warf eilig verschiedene Dinge in die halb offenen Schubladen des Schreibtisches, den sie rasch verschloß. Dann verließ sie eilends das Zimmer.

Der kleine Karl spielte mit den Papierschnitzeln, die auf dem Boden lagen, trug sie zum Sofa und trieb es so, bis das Dienstmädchen mit dem Begräumen der Wäsche fertig war.

„Will Karlchen mitgehen, wenn ich den Brief forttrage?“ fragte es das Kind, das sich freudig aufjauchzend an den Hals seiner „englischen Guste“ hing.

„Komm, ich werde Dich anziehen, und dann gehen wir mit einander zur Post.“

Am Morgen des folgenden Tages trat Auguste

in das Schlafzimmer der Herrin, um derselben wie immer beim Ankleiden behülflich zu sein.

„Was hast Du, Mädchen?“ fragte sie verwundert, in das erregte Gesicht derselben schauend, „wie kommst Du mir vor?“

Eine Purpurglut ergoß sich über Augustens Angesicht.

„Ach, Frau Rätin,“ antwortete sie bewegt,

„Sie sind so gütig gegen mich, — Sie werden wissen, wie ich froh sein kann. Mein Bräutigam erhielt nun endlich die Anstellung als Lehrer in Rahnis. Er schreibt mir, ich solle möglichst bald dorthin zu meiner Mutter kommen, um Alles zu unserer Hochzeit vorzubereiten, da er auf seinem Landposten, welcher mit einer kleinen Feldwirthschaft verbunden ist, nicht lange ohne Hausfrau zubringen wolle, — und da“ — „Und da möchtest Du uns so bald wie möglich verlassen,“ ergänzte die Dame, in der bei den Worten des Mädchens eine unangenehme Empfindung aufgestiegen war. Der kleine Karl aber im Nachrockchen, der im Zimmer spielte, hing sich wild an Augustens Kleid.

„Du sollst nicht fort, — meine Guste soll bei mir bleiben!“ rief er schluchzend.

„O, es thut mir ja selbst weh,“ sagte diese und beugte sich feuchten Auges liebevoll zu dem Knaben nieder. „Ich bin der Frau Rätin so viel Dank schuldig und habe Karlchen so lieb. Auch denke ich ja nicht ans Fortgehen, bis Frau Rätin Ersatz dafür haben.“ —

„Ich gestehe,“ sprach die Rätin, und in der Stimme kämpften Ärger und Rührung, „es wird mir nicht leicht werden, Ersatz zu finden. Du bist nun fast acht Jahre bei mir und warst anständig und ordentlich; aber wenn es Dein Glück gilt, muß es eben sein. Vielleicht kann Friederikens Nichte für Dich eintreten.“

„Ich will aber nicht, daß Auguste geht!“ schrie der Junge heftig.

„Sei ruhig, ich bleibe ja,“ begütigte das Mädchen. Dann ordnete sie still das Haar der verstimmt schweigenden Gebieterin. Auf einmal fuhr diese aus ihrem Nachsinnen auf:

„Du hast mir ja noch nicht den Schein über die tausend Gulden gegeben, welche Du gestern zur Post getragen. — Er ist doch nicht verloren gegangen?“ rief sie erschreckt über das betretene Gesicht des Mädchens, das durch die plötzliche Frage in große Verlegenheit gerathen war.

„Ich — ich habe ja gar keinen Brief zur Post getragen,“ stammelte das Dienstmädchen, ganz außer Fassung gebracht, durch die aufblickenden Augen und die schwellende Stirnader der Herrin.

„Unglückliche!“ schrie diese jetzt auffpringend, „wo hast Du den Postschein für die tausend Gulden?“

„Es war kein Brief mehr da, als ich in das Zimmer kam, — Frau Rätlin müssen ihn in der Eile wieder eingeschlossen haben — ich durchsuchte Alles.“ —

„Eingeschlossen? Unsinn!“

Die Rätlin stürzte aber dennoch in das Wohnzimmer an den Schreibtisch. Das Mädchen folgte zitternd; auch der Kleine trippelte verblüfft hinterdrein. In rasender Hast flogen die Schubfächer auf — und wurden durchwühlt bis in den letzten Winkel — allein vergebens. Dann durchsuchte man das Zimmer, welches in der späten Abendstunde noch von Auguste aufgeräumt worden war. In jedes Möbel, in jeden Winkel fuhren hundertmal tastend und klopfend die Hände. Die Dame und das Mädchen arbeiteten in namenloser Hast und Anstrengung; doch alles war umsonst, nirgends fand sich der verschwundene Brief. Endlich ließen beide zugleich vom Suchen ab. Die Rätlin stand einen Augenblick sinnend, Auguste erschöpft und in einem peinlichen Gefühl. „Jetzt weiß ich's ganz bestimmt,“ fuhr auf einmal die Dame auf, „ich legte Dir den Brief auf den Schreibtisch — außer Dir und Karlchen war Niemand im Zimmer — sprich, wo hast Du den Brief?“

Das Mädchen erblaßte.

„Am Gottes Willen sprechen Sie nicht so, Frau Rätlin,“ stammelte es und ein Schauer flog durch seinen Körper, „entsinnen Sie sich — ich war an der Kommode, Frau Rätlin siegelten und gingen dann sogleich hinaus.“ —

„Willst Du mich Lügen strafen, Glende?“ schrie diese bebend vor Wuth, „ich legte Dir den Brief hin — da auf den Schreibtisch — ich trug Dir noch auf, den Schein zu verlangen.“ — „Aber bei Gott und allen Heiligen, Madame, ich beschwöre Sie, daß . . .“

„Schweig, schweig — Dir übergab ich den Brief, von Dir fordere ich ihn wieder; — kein anderer Mensch betrat die Stube — ha, dein heutiges Aussehen — deine plöbliche Heirat“ — die Gedanken flogen so schnell, daß sie kaum Worte fand. „Ja, ja — so ist es — Diebin!“ schrie sie dem Mädchen ins Gesicht.

Dieses lehnte stumm und zitternd am Fenster, unfähig zu sprechen.

„Mama, schilt doch Gustel nicht, Gustel ist brav!“ weinte der Kleine, lief zu seiner Freundin, um sich an sie anzuschmiegen.

„Weg von ihr, die Dir dein Geld stahl!“ wüthete die Mutter, „die Undankbare, Glende!“

Jetzt richtete sich Auguste nach Fassung ringend auf.

„Frau Rätlin, Sie können vor dem ewigen Richter nicht verantworten, was Sie sagen.“ —

„Das ist meine Sache — doch sieh Du zu, wie Du dich vor dem weltlichen Richter verantworten magst, — „falsche, diebische Schlange!“

Die Untersuchung wurde eingeleitet. Sie dauerte lange und erregte durch die sonderbare Verkettung der Umstände in hohem Grade das Interesse des Publikums. Das Urtheil verdamnte Auguste zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe.

Der kleine Karl hatte länger als nach Kinderart um seine Freundin geweint. Der Name des Mädchens wurde im Hause der Rätlin nicht mehr genannt.

Viele Jahre sind dahin gegangen. Die Rätlin war eine alte Frau geworden. Der kleine Karl, die einzige späte Frucht einer glücklichen, zu früh durch den Tod getrennten Ehe, der Stolz und die Freude seiner Mutter, war zu einem stattlichen Jünglinge herangewachsen. Er hatte bereits zu Heidelberg seine juristischen Studien vollendet und war im Begriffe, die praktische Laufbahn zu beginnen. Heute erwartete die Mutter den geliebten Sohn. In freudiger Erregung eilte sie in den alten, bekannten Räumen umher, um da und dort den festlichen Glanz derselben zu erhöhen. Das ganze Wesen der immer noch rüstigen Frau lebte neu auf in mütterlicher Seligkeit. Jetzt hielt ein Wagen vor dem Hause — ein flüchtiger Schritt auf der Treppe — schon flog er in ihre ausgebreiteten Arme!

„Mütterchen, wie gut ist's zu Hause,“ sagte Karl, als der erste Sturm der Empfindungen sich ein wenig gelegt hatte und er nun im ruhigen Gespräche mit der Mutter auf dem alten, behaglichen Sofa sitzend, sich im Zimmer umschaute, „hier scheint die Zeit ihren zerstörenden Einfluß verloren zu haben; da ist Alles noch wie ehemals — der großväterliche Schreibtisch mit seinen Messingringen an den Schubladen, woran ich so gerne spielte — dein Lehnstuhl — die Kommode — und dies alte Sofa, ach, und der gute Lavendelduft! Wie heimelt mich dies Alles an! Dein Karl fühlt sich hier wieder ganz als der kleine Junge von ehemals, Mütterchen!“

Er schmiegte sich kindlich an sie. Sie lächelte voll stolzer Befriedigung auf sein frisches, frohes Gesicht hernieder.

„Einen alten Freund, dieses Sofa hier, hättest Du indessen bald nicht wieder gefunden“, sagte sie. Und das wäre deine Schuld gewesen, mein Junge. Mit deinen Seiltänzerkünsten hast Du ihm einst-

mals so arg mitgespielt, daß es nun kaum mehr halten mag. Ich wollte es nur nicht schon bei deinem Empfange aus dem Gesamtbilde verdrängen. Morgen kommt der Tapezier."

"Nicht doch, Mütterchen," rief Karl aufspringend und den Gegenstand mit prüfendem Blicke mustern, das thust Du mir nicht an; es sieht ja noch gar nicht so schadhast aus."

"Das machen die Schutzdecken," erwiderte die Rätthin, indem sie dieselben in die Höhe hob: "Da sieh selbst!"

"Allerdings, das ist eine arge Verwüstung," gab Karl bedauernd zu, die Hand mechanisch in einen tiefen Spalt steckend, der die Polsterung an der hintern Seite des Sitzes bloßlegte.

Einige Tage später war richtig Meister Rüsbling, der Tapezier, im Hause. Karl hatte es sich nicht nehmen lassen, einen dem alten ähnlichen Stoff zum neuen Überzuge selbst zu wählen. Weiter kam er damit in das Hinterzimmer, wo der Tapezier eben daran war, die Koffhaare der früheren Polsterung herauszunehmen. "Seht Meister Rüsbling," rief Karl, "da habe ich doch Etwas gefunden, euerem Unglauben zum Trotz. Nun macht aber auch das gute, alte Ding genau wieder so, wie es war."

Der Meister nickte lachend und wühlte dabei die staubigen Haarbällen heraus auf den Boden. Auf einmal hielt er inne; er wurde aufmerksam, griff tiefer mit der einen Hand und zog einen Gegenstand hervor, der wie ein Stück gelbliches Leder ausah.

"Was ist das?" fragte Karl erstaunt, als der Mann Staub und Haare von dem Dinge mit seinem Ärmel abwischte.

"So wahr ich lebe — ein Brief — und noch dazu ein Geldbrief! Sehen Sie, Herr Referendar, die fünf Siegel — und da steht's auch geschrieben: ein ta — tau — tausend Gulden," buchstabierte der Tapezier die vergilbte, fast unleserlich gewordene Schrift.

Karl nahm den Brief in die Hand.

"Merkwürdig," sprach er höchst überrascht, "wie kommt das an die Stelle — und noch dazu die Handschrift meiner Mutter," fügte er hinzu, die vielfach von Wottengängen durchzogene Adresse genauer prüfend. Auch Meister Rüsbling schüttelte ernst den Kopf. Ihm zog ein blaßes Bild einer alten, längst vergessenen Geschichte durch den Sinn, doch er schwieg.

"Sieh nur, Mutter," rief Karl, bei dieser eintretend, "welch wunderbaren Fund ich soeben gemacht habe!"

Die Rätthin saß an ihrem Schreibtisch. Sie wandte lächelnd den Kopf nach dem Sohne.

"Was wirst Du auf deinen Erinnerungsjagden nicht noch Alles entdecken! Das alte, schmutzige Papier da?" fragte sie aufstehend und näher tretend: "Was soll denn das sein, und wo fandest Du es?"

"Im alten Sofa — und dies Papier ist gar nicht so werthlos; es ist ein Brief und noch dazu von deiner Hand — ein Geldbrief mit tausend Gulden. — Aber Mamachen, was hast Du?" unterbrach er sie erschrocken, das Schreiben hinwerfend, um die plötzlich todtensbleiche, schwankende Frau in seinen Armen aufzufangen. Er trug sie zum Lehnstuhl zurück.

"Liebe Mutter, wie ist Dir?"

Voll Angst wollte er hinweg, um Hülfe zu rufen; doch schon hatte sich die Rätthin wieder aufgerichtet.

"Gieb mir den Brief," sagte sie mit tonloser Stimme.

Sie nahm ihn scheu in die zitternde Hand, und es kostete sie augenscheinlich Ueberwindung, ihre Blicke prüfend darauf zu richten. Dann aber sah sie ihn mehrere Minuten fest an. Die Siegel unverfehrt — ihre Handschrift. Mit hastiger Hand riß sie ihn auf — ihr eigenes Schreiben und zehn Hundertguldenscheine fielen heraus. — Kein Zweifel — es war jener unglückselige Brief, dessentwegen ein braves Geschöpf seiner Ehre und seines Glückes beraubt und unschuldig zum Zuchthause verurtheilt worden war. Diese Gewißheit drang überwältigend auf sie ein. Stumm, bleich, zererschmettert saß sie da — nach Athem ringend.

"Aber theure Mama," bat Karl aufs höchste erschreckt, "so rede doch, — sag mir, deinem Kinde, ein Wort — was ist denn mit diesem entsetzlichen Briefe, den ich lieber verbrannt hätte, wenn mir auch nur eine Ahnung seiner verderblichen Wirkung gekommen wäre!"

Allmähig gewann sie die Fassung wieder.

"Still," sagte sie, seine Hand ergreifend, "Du sollst hören, mein Kind, — eine traurige, schreckliche Geschichte."

Und nun erzählte sie ihm Punkt für Punkt die oben mitgetheilte Begebenheit. Offenbar hatte Karl dabei selbst unwissentlich eine verhängnißvolle Rolle gespielt; denn wie anders, als durch das Spielen des Kindes konnte der Brief in den Spalt des Sofa's gekommen sein?

Die Rätthin sprach fest und immer klarer, — unerbittlich gegen sich selbst. Ihr Sohn hörte mit bebendem Herzen. Eine sehr dunkle Erinnerung wachte in ihm auf an jenes freundliche Mädchen, dem er kindlich treu zugethan war. Schmerz, Scham und Entsetzen kämpften in seiner Seele; aber dazwischen streichelte er immer wieder

die kaltfeuchte Hand der sich so streng anklagenden Mutter oder drückte zärtlich seine Lippen darauf.

Als sie geendet, schwiegen beide eine Weile.

„Und nun?“ fragte Karl dann leise.

„Sühne!“ antwortete die Rätin fest. —

Man begreift das ungeheure Aufsehen, welches das Wiedererscheinen des Briefes in der kleinen Stadt machen mußte. Die Rätin, welche nicht einmal mehr den Familiennamen des Mädchens kannte, ließ durch die Gerichte in der Strafanstalt nach der Unglücklichen forschen. Nach langen Untersuchungen kam die Antwort. Auguste war nach abgelaufener Strafzeit in ihren Heimathsort Rahntz zurückgeführt. Mit unermüdlichem Eifer wandten sich nun die Erkundigungen dorthin.

„O, daß sie noch lebe — daß ich ihre Verzeihung erlange!“ Dieser Gedanke schien die sonst so feste Frau allein noch zu bewegen. Er bebte von ihren zitternden Lippen und lag in jedem der fragenden schmerzvollen Blicke, die sie auf ihren Sohn richtete. Karl, selbst tief erschüttert und nicht minder innerlich an dieser Sühne theilhaftig, that natürlich Alles, was die zärtlichste Liebe ersinnen kann, um die zerstörende Gewalt der Reue für die theure Mutter zu mildern. Es gelang ihm nur zum kleinsten Theile. Die immer noch stattliche Gestalt der Rätin zerfiel sichtlich.

Da traf wie ein letzter verhängnißvoller Schlag ein amtliches Schreiben aus Rahntz ein: „Auguste Scharek hat nur kurze Zeit nach ihrer Rückkehr aus der Strafanstalt, gemieden von aller Welt, in Noth und Elend bei ihrer Mutter dort gelebt und ist sodann durch eine Brustkrankheit von ihrem schmachvollen Dasein erlöst worden.“

Karl selbst konnte sich bei dieser Nachricht des niederschmetternden Eindrucks kaum erwehren. Seine Mutter wurde von derselben auf das Krankenbett geworfen. Nur die zärtliche Hingebung ihres Sohnes war das magnetische Band, welches die schwer Büßende im Leben zurückhielt. Mit fieberhaftem Verlangen wünschte sie das Grab des unglücklichen Opfers ihrer Heftigkeit zu sehen. Vielleicht lebte die Mutter noch oder irgend Jemand, dem sie das verbitterte Dasein erleichtern könne. Sie ließ ein schönes Grabdenkmal anfertigen, auf welchem die Ehre der darunter Ruhenden durch ungeschminkte Darstellung der Thatsache hergestellt und ihre Tugend in's klarste Licht gesetzt war. —

An einem schönen Frühlingstage stieg die kaum Genesene an der Pforte des Dorfkirchhofs zu Rahntz aus dem Wagen, um am Arme des Sohnes das Grab aufzusuchen, das sie verfallen und vergessen wähnte. Es war so feierlich still

ringsum. Der Duft der frisch gegrabenen Frühlingserde schwamm in der Luft und mischte sich mit dem der Veilchen im Grase und der knospenden Birken und Fliederbäume in den Gängen und an den Gräbern. Die Sonne blickte wie ein sattgeweintes Auge vom Abendhimmel herüber und ihre letzten Strahlen glänzten in den Tropfen der Blätter. Es schien, als wehe leise der Friedensodem des Schöpfers über den Gräbern.

In wehmüthigen Empfindungen schritten die Beiden dahin. Karl blickte umher nach irgend Jemand, der ihnen die gesuchte Stelle angeben könne. Da tauchte aus einem offenen Grabe am Wege der Todtengräber auf. Er war ein Mann an der Grenze des Alters; er schien mehr gebeugt vom Schicksal, als von den Jahren. Ihn baten sie um Auskunft.

„Auguste Scharek?“ sagte er, die Fragenden mit prüfendem Blicke messend. „Dort ruht sie, — ich will Sie hinführen.“

Der Mann hatte etwas in seinem Wesen, das ihn über seinen Stand erhob. Er sprach gebildet, und ein tiefer, schwermüthiger Ernst lag in seinem bleichen Gesicht.

Die Rätin faßte den Arm ihres Sohnes



fester, als sie dahin schritten zwischen dem dorfmäßigen Flitterputz letzter Ruhestätten, vorüber an eingesunkenen Gräbern und schiefstehenden oder umgestürzten Kreuzen. Da endlich waren sie angelangt zur Stelle. Sie staunten, denn sie

standen vor keinem verwahrlosten Hügel, sondern vor einem sorgfältig gepflegten Grabe, auf welchem Krokus und Narzissen einen duftenden bunten Farbenteppich woben, während die blauen Blüten des Immergrüns sich an langen Ranken um den Fuß eines geschmackvollen Holzkreuzes schmiegeten.

„Hier soll sie liegen? — Ist dies kein Irrthum?“ fragte die Dame mit bebender Stimme.

„Meinen Sie, die Verbrecherin dürfe nur unter Nesseln schlafen, hochverehrte Madame?“

Es lag so viel Kälte und Bitterkeit in dem Tone des Todtengräbers, daß Karl ihn betroffen anblickte.

„Sie war keine Verbrecherin!“ sagte er fest. „Unglückliche Zufälle riefen den tief beklagten Irrthum hervor.“

„Das sagen Sie mir, Herr?“ rief der Mann noch schneidender, „sehen Sie hierher — dies schrieb ich der Todten, Verfehmten vor siebzehn Jahren auf dies Kreuz.“

Dort stand der Name des armen Mädchens und darunter mit geblühter erhaltener Delfarbe: „Gott, der in die Herzen sieht, nahm sie auf. — Sein ist die Rache!“

Die Rätthin schauerte zusammen. Sie blickte den Todtengräber prüfend an.

„Sind Sie Herr Born, — der unglückliche Bräutigam der armen Auguste“, sagte sie mit Nachdruck, „wie kommen Sie in diese Stellung? Lebt Augustens Mutter noch? — — Reden Sie! Ach, wenn Sie wüßten, wie viel ich darum gäbe, könnte ich sie, die hier unten ruht, erwecken und gut machen, was sie unschuldig gelitten!“

Es sprach ein so tiefer Schmerz aus dem blassen, veränderten Gesicht der alten Dame, daß der Mann unwillkürlich mit milderem Tone sagte:

„Das ist nun nicht möglich, Frau Rätthin — und wäre vielleicht nie möglich gewesen.“

„Aber Sie, Herr Born“, nahm Karl das Wort, „Sie hatten, so viel ich gehört habe, ein gutes einträgliches Amt — und nun —“

„Ja — das kommt von der Treue — und der Ehre, die hier wohnt“, er schlug sich an die Brust. „Ich konnt's nicht glauben — wenn's zehnmal die weisen Richter sagten! Und ihre Mutter auch nicht — und da harrten wir geduldig, bis sie die Strafe überstanden hätte. Dann wollte ich sie heirathen, die ich von Jugend auf kannte und gern hatte, wie mich selbst. Als sie aber kam — wie traurig war sie verändert! Krank, elend und im Herzen gebrochen. Dennoch wollte ich mein Wort halten, und es wäre wohl auch noch Manches wieder gut geworden; allein die Menschen sind hart. Niemand mochte eine Lehrersfrau, die im Zuchthause gesessen hatte.

Der Herr Pfarrer verwies mich mit harten Worten, und als ich darauf bestand, nahmen sie mir die Stelle. Das knickte ihr junges Leben. Wir begruben sie hier, ihre alte Mutter und ich, und als bald darauf dieser Posten auf dem Kirchhofe frei wurde, gab man ihn mir aus Barmherzigkeit. Es ist schön bei den Todten, — besser als bei den Lebenden. Da glaubt man noch an Gottes Gerechtigkeit, wenn sie alle stumm werden müssen und vor Sein Angesicht kommen zur Stunde des Gerichts!“

Er hatte mehr zu sich gesprochen, als zu den Anwesenden. Die Gräfin schluchzte heftig; auch Karl war tief erschüttert.

„Sie sind ein braver, treuer Mann“, sagte er, „lassen Sie uns nun Ihnen und ihr gerecht werden. Wir sind hergekommen, um menschlichen Irrthum zu sühnen.“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Wozu das“, erwiderte er mit trüber Festigkeit, „was dahin ist, ist dahin. Sie kann nicht wieder lebend werden. Und uns ist's gut so, wie es ist. Die alte Frau, ihre Mutter, lebt bei mir, und meine Arbeit verschafft mir das Wenige, das wir brauchen.“

„Seien Sie nicht hart!“ bat die Rätthin, „lassen Sie mir die Wohlthat der Sühne!“

Sie drückte heftig die schwielige Hand des biedereren Mannes und sah ihm angstvoll in das Gesicht.

„Sehen Sie's für geschehen an, Frau Rätthin“, antwortete er, „sie ist ohne Groll hinüber gegangen, die brave Seele, — nun und ich —“ seine Stimme bebte — „ich will Ihnen auch verzeihen; denn es war wohl nicht böser Wille gewesen. Die alte Frau soll's auch wissen, daß nun endlich die Wahrheit an's Licht gekommen; das wird sie aufrichten. Aber weiter braucht's nichts, — sie ist alt, da hält man nicht mehr viel aus.“

Damit ging er zwischen den Gräbern fort, wieder an seine Arbeit.

Die Rätthin Kohler verzehnfachte das wieder-gefundene Geld und gründete damit eine Stiftung zur Unterstützung entlassener Zuchthausgefangener. Ihr Sohn aber wurde einer der ge- suchtesten Vertheidiger der Armen und Verlassenen und hat nie einem armen Diensthofen seinen Rechts- schutz versagt.

Item: Lasse niemals büßen  
Eine Schuld, die nicht bewiesen;  
Denn ein fälschlicher Verdacht,  
Hat schon schweres Leid gebracht.



### Des Hausfreundes Glückwunsch

zur Vermählung des Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden mit der Prinzessin Victoria von Baden.

Hohe, edle Fürstentochter,  
Jugendschön im Brautgewande,  
Badens Stolz, der Eltern Freude,  
Grüß Dich Gott im Schwedenlande!

Stolzer Königssohn aus Norden,  
Treu dem angestammten Ruhme,  
Wirfst Du liebend sie beschirmen,  
Unstres Landes schönste Blume?

Tugendreich und jung an Kräften,  
Stehet Ihr auf des Thrones Stufen:  
Glücklich sein und glücklich machen,  
Dazu hat Euch Gott berufen.

Halte Herzenstreu zusammen,  
Glaubensfest auf Euren Wegen:  
Dann wird Euch der Gott der Liebe  
Nicht versagen seinen Segen.]

Hoherhaben ist die Sendung,  
Eines Volkes Glück zu mehren:  
Liebt Ihr Eure Unterthanen,  
Werden sie Euch tief verehren!

Glückt es Euch, dem Herrscherpaare  
Unstres Landes nachzuahmen,  
Werden kommende Geschlechter  
Segnend nennen Eure Namen.

Ja, Du Königssohn aus Norden,  
Reich an angestammtem Ruhme:  
Dann vertrauen wir Dir gerne!  
Badens allerschönste Blume!

Und der edeln Fürstentochter,  
Jugendschön im Brautgewande,  
Sagen wir aus Herzensgrunde  
„Lebewohl im Schwedenlande!“

### Der Herr Graf.

Aus Hebel's ungedrucktem Nachlasse.  
(Nachdruck verboten.)

Eines Abends, da saßen wir in einem vornehmen Gasthause und vergnügten einander mit allerlei. „Wißt ihr noch, zum Beispiel“, fragte der Graf den Hausfreund; „wie ihr einst von einem fremden Herrn beschrieben worden seid, den ihr früher einmal zum Besten gehalten hattet? — Man muß sich mit fremden Leuten in Acht nehmen, die man nicht kennt“, sagte der Graf im Scherz, und erfuhr es bald nachher im Ernst. Denn mancher

gibt eine gute Lehre und befolgt sie selber nicht. Es kamen jetzt aus einer Chaise 4 fremde Personen in die Stube und darunter 2 schöne weibliche Gestalten, wie sie der Graf gerne sieht, und freute sich schon der angenehmen Tischgesellschaft. Als wir aber näher zusammenrückten, damit die Fremden Platz hätten am Tisch, bestellten sie ihr Nachtessen in ein eigenes Gemach,

denn sie seien müde von der Reise und reich. Als aber der Hausfreund hinwiederum den Grafen vergnügen wollte, „denkt ihr auch noch daran, wie ihr einmal seid heimgeschickt worden als der ungarische Major im Land war“, da war schon kein Graf mehr weit und breit zu sehen, sondern er war mit des Wirths Vorwissen und Gefälligkeit in eine Kammer gegangen und kleidete sich daselbst anderst an, als wenn er in die Wirthschaft gehörte. In solcher Gestalt ging er in die Stube, wo die Fremden waren, deckte den Tisch, brachte das Essen, wartete auf und erfreute sein Herz an der Schönheit der weiblichen Gestalten

und an ihren süßen Reden. Auch mußte er ihnen Neuigkeiten erzählen. Mehr Unglücksfälle sind in zehn Jahren nicht geschehen, als damals an einem Tag nach des Grafen Erzählung. Den andern Tag reisten die Fremden wieder weiter, wir meinten nach Basel. Am Mittwoch aber, oder Donnerstags drauf, wurden wir einig, in die lustige Badestadt zu gehen, wo unzählige Fremde aus allen Welttheilen der Gesundheit pflegen und sich der wunderschönen Landschaft erfreuen. Um die Mittagszeit traten wir in einen Speisesaal; es waren schon viele Leute da, und wer uns kannte, bewillkommte uns laut mit Namen und



that uns unsre Ehre an. „Seid uns hochlich begrüßt, Herr Graf! Guten Tag, Hr. Hausfreund! Was führt euch für ein Glücksstern zu uns, Herr Graf? Hausfreund, was bringt ihr Neues von daheim?“

Plötzlich erblickten wir auch die nämlichen 4 Personen wieder. Da schaute mit Schweißtropfen auf der Stirne der Graf den Hausfreund an: „Jetzt ist

guter Rath theuer, wenn ihr keinen wißt.

Was ihr aber thut, bringt's nicht in den Kalender.“ „Herr Graf, erwiderte der Hausfreund, diesmal will ich euch noch retten. Aber künftig befolgt die Lehren selbst, die ihr andern gebt! In solche Verlegenheit kommt man mit euch.“ Also redete der Hausfreund mit dem Wirth, was er zu den fremden Personen sagen sollte. Der Wirth sagte: „wenn das so ist, so muß man freilich aus der Noth eine Tugend machen“, und redete mit den Fremden. „Wißt ihr, sagte er, wer die zwei Herren sind, die zuletzt da hereinkamen? Der eine ist eines Wirths

Sohn, nicht weit von hier, sonst ein wahrheitsliebender junger Mann; nur bisweilen, je nachdem als der Mond steht, kommt es ihm in den Kopf, er sei der Graf Suße. Deswegen machen ihm die Leute, weil er gut ist, diesen Spaß. Der andere ist der Rheinländische Hausfreund, dem im Jahr 1814 auf 1815 eine Gule aufgefressen ist, wie ihr im Morgenblatt könnt gelesen haben.“ Da sprach die eine weibliche

Gestalt halb feujzend: „Der arme Mensch!“ — nämlich der Graf — „wir kennen ihn“, sagte



sie. „Wir haben auch damals schon etwas an den er uns auf den andern Morgen bestellen sollte, bestellte er uns eine Habermehl-suppe.“

Also wurde die Sache noch glücklich vertuscht und als sie hernach sahen, mit welcher Feinheit und Würde er sich gegen Jedermann benahm, sagten sie: „Man siehts ihm recht an, daß ihm der Graf von Herzen geht. Mit Vorfaß könnt

sich einer nicht so verstellen.“

### Ein rückstchtvoller Krankenbesuch.

Der Herr Studiosus Fränckle, vulgo „Schlurf“, war ein flotter Bursche; das konnte Niemand läugnen, ausdauernd beim Krüge wie Einer, fix mit der Zunge, wie mit dem Schläger, nur mit dem Studiren wollte es nicht recht vorwärts gehen. Eigentlich hatte unser guter Schlurf auch keine Zeit dazu. Er war Senior der Lappo-Lipponen und dieses Amt nahm seine ganze Zeit in Anspruch. Nun besaß aber der Wackere auch einen Oheim, einen „miserabeln“ Philister, den Corsettenfabrikanten Knüpferte, der mit dem flotten Leben seines studirenden Nefsen durchaus nicht einverstanden war; allein er hatte doch den Narren an ihm gefressen, und wenn es auch manchmal ein Donnerwetter absetzte: stecken ließ er seiner Schwester einziges Kind nicht. Nun erfuhr einmal der biedere Corsettenfabrikant von einem Freunde, welcher in der Universitätsstadt gewesen war, sein Nefse treibe es doch zu arg. Der alte Fechtmeister habe erzählt, wenn man das Quantum Bier und Wein, was der Schlurf in seinen 10 Semestern in sich gegossen, auf dem städtischen Marktplatz spanne und dann die Schleuße

aufziehe — die untere Mühle nehm's sicher mit fort. Uebrigens lange halte es der Saufaus nicht mehr aus; das könne Keiner prästiren.

Diese Nachricht schmerzte nun den alten Onkel sehr, und er entschloß sich, so hart es ihn ankam, selbst einmal nach der Universitätsstadt zu fahren, um nach dem Nefsen zu sehen. Als er nach seiner Ankunft in einem Gasthause sich nach seinem Nefsen erkundigte, hörte er nicht viel Erfreuliches. Das Schlimmste aber war, daß Schlurf bei einer Corpshaze ziemlich schwer verwundet worden sei und nun auf seiner Bude liege. „Freilich“ meinte der Wirth, welcher die Auskunft gab, „an dem Gliede, mit welchem ihr gesündigt, werdet ihr gestraft werden. Der Satz ist da wahr geworden, der Fränckle hat eine über den Schnabel gekriegt, und wenn ihm wo eine d'rauf gehört hat, so ist es dort.“

Gleich am andern Tage eilte der erschreckte Knüpferte zu dem Verwundeten und fand denselben unter der Obhut eines wachhabenden Fuchsen im Neste liegen mit einem Gesichte, das so verpflastert war, daß kaum 2 Finger auf dem un-verklebten Theil Platz hatten. Die beiden durchhauenen Lippen waren genäht und gleichfalls

oben und unten zugepflastert. Dem treuherzigen Oheim ging ein Schauer durch den ganzen Leib: „Kaschper, um Gotteswille, wa henn se mit Dir au g'macht. Du g'siescht ja aus wie's Leide Christi, wie gehet der's au?“

„Der „Kaschper“, der seines vernähten und verpappten Mundstücks wegen nicht sprechen durfte, winkte dem Fuchsen, er möge ihm Papier und Bleistift geben, und als er das erhalten, schrieb er die liebenswürdigen Worte:

„Gut geht's, altes Corsett ohne Naht, bis auf die Moneten, drum schieb ab und laß Moos da, viel Moos.“



Mit Thränen in den Augen las der Alte die Botschaft, und dann griff auch er zum Stift und schrieb mit zarter Rücksicht:

„Werd' nur bald wieder g'sund, ich will die 600 Mark dort in die Commod' lege, Kaschperle, werd' nur bald g'sund“.

Die Mühe zu schreiben hätte sich der gute Philister freilich nicht zu geben brauchen; denn solche Botschaft hätte Schlurf verstanden, selbst wenn ihm beide Ohren bei der Säbelrauferei verkürzt worden wären; so aber waren sie ja noch so lange als zuvor.

## Die Adelsprobe,

oder:

### Ein Opfer der Wißbegierde.

„Helm“, sagte der Herr Lehrer zu einem kleinen Bengel von 8½ Jahren, „Helm, wie hießen die beiden ersten Menschen?“

„Ich heiße nicht Helm, sondern Kurt von Helm!“ antwortete pösig das Bürschlein.

Daß der Herr Lehrer auf diese freche Rede dem Junker Kurt nicht die Hosen anspannte, darob war in der ganzen Bubenschule große Bewunderung und diese Unterlassungsfünde erregte viel Kopfzerbrechen.

Nun, der Herr Lehrer wird gewußt haben, warum er diesmal gegen seine Gewohnheit den Haselstock in der Ecke stehen ließ.

Als der Bezirksförster Berger nun am selben Tage mit seiner Familie beim Mittagstisch saß und der erste Appetit seiner beiden Buben, die mit dem kleinen v. Helm in derselben Klasse saßen, gestillt war, erzählte Fritze, der ältere, die wundersame Geschichte von dem Haselstocke, der so recht ausnahmsweise seine Schuldigkeit nicht gethan, und Hans, der jüngere, sagte: „Vatterle, was ist denn für ein Unterschied zwischen den adeligen und den anderh Menschen?“

„Ja“ meinte der Förster, „ja, das ist so: Die ordinären, bürgerlichen Menschen, wozu wir gehören, haben rothes Blut, die adeligen aber blaues. Das werdet ihr später noch kennen lernen.“

Ein paar Tage nach dieser Belehrung kommt der Bezirksförster Abends von seinem Dienste nach Hause; da springen ihm schreiend und jubelnd seine Buben entgegen.

„Ja Vatterle“, sagte der Hans, „Du hast gesagt, die Adeligen hätten blaues Blut; du hast dich geirrt! Rothes haben sie, rothes, gerade wie wir.“

„Nun, und woher wißt Ihr das?“

„Gelt, Vatterle“, jubelte der Fritze, „gelt, wir sind nit so dumm. Wir haben uns den klein' Helmle eing'fange und haben ihn in den Daumen g'stochen, und roth Blut hat's Kurtle g'habt, ganz rothes. Der Mutter wird's g'lagt, daß das unser Vatterle nicht gewußt hat.“

Staunend hörte der Förster den Bericht seiner hoffnungsvollen Jugend; dann aber sprach er kopfschüttelnd:

„Nun bei Gott — aus Euch kann 'was werden. Was ein Dorn werden will, sticht bei Zeiten!“

## Wie der Herr Bensberger eine neue Krankheit entdeckt.

Der Herr Bensberger von Neckarmokum handelt mit Seide. Nun, der Seidenhandel ist ein feines Geschäft; wenn man's recht versteht schaut auch was dabei heraus — und der Herr Bensberger versteht's Geschäft aus dem ff. Er kauft seine Seidenwaaren in Zürich. Warum? Weil sie so gut sind als die Lyoner oder vielmehr noch besser; denn erstens sind sie viel leichter und tragen sich schneller ab, werden also nicht altmodisch und zweitens sind sie billiger, viel billiger, und drittens — das ist die Hauptsache — bis sie in Neckarmokum im Laden des Herrn Bensberger sind, haben sie sich in ächte Lyoner umgewandelt. Ja der Herr Bensberger versteht's Geschäft.

Da kommt er einmal vor ein paar Jahren nach Zürich zu einem Fabrikanten, mit dem er schon lange zu thun hat und der ihn kennt und den er kennt in- und auswendig. Nun, der legt seinem verehrten Kunden das Allerneueste, was vor 3 Jahren erst Mode war, hin und der Bensberger untersucht es mit Kennerblick, reibt, kratzt, beriecht und beleckt die Waare, hält sie ans Licht und in den Schatten, und nachdem er sie recht schlecht gemacht, will er doch den „Schund“ behalten — er fragt nach dem Preis!

„Ja, lieber Herr Bensberger“, haggelte der biedere Eidgenosse, „mit dem Prüs ischt es ebbe andersch als vor'm Johr. Sie münd halt 10 Perzent meh lege, als es letscht mol.“

„Mache se kei Stuß“, schrie Bensberger, „10 Perzent — wie haist — worum 10 Perzent?“

„So ebbe“, meinte der Fabrikant, „d'Sidewürmer hennt e Chrankheit, e Art Durchfall übercho, do ischt d'Side natürlich usg'schlage.“

„Gott was e Zeit — jetzt werde de Wörmer noch krank unn wir müsse de Churkoschte berappe.“

Bensberger gab sich alle Mühe, billiger anzukommen, aber der zähe Schweizer wankte und wich nicht. Haben mußte unser Neckarmokumer die Waare, und endlich entschloß er sich mit vielem Ach und Wehe zur Bewilligung. — Nach dem er das Geschäft abgemacht, eilte er zu einem andern seiner Geschäftsfreunde, einem Bandfabrikanten. Er traf denselben auf seinem Geschäftszimmer.

„Grüß sie Gott, Herr Bensberger, wa hennt mer, wa wenn mer?“

„No was werd ich wolle. Breite, billige, bunte Bänder — Se sehe, daß ich im Rheingold war, unner uns gesagt, war's für uns eher en Reinfall!“

„Also Bänder wennnt se. No sell gi's scho g'nueg und überg'nueg — aber thüer sind se, merkli thürer as fern!“

Hebe 18 Rheinländischer Hausfreund.

Der Bensberger glogte den Zürichbieter ganz verwundert an, dann fuhr er heraus:

„Seergott vun Mokum, was vor e Schlamassel, hast de gesehn — hawwe die „Bandwürmer“ am End aach de Durchfall gekriegt?“

## Der gezähmte Häring.

Zu Amsterdam wohnte ein kurioser Kauz, Namens Darwinowiz. Der hatte viel Geld und wenig zu schaffen. Weil aber der Mensch Etwas thun muß, um die Langweile zu vertreiben, so kam er auf den glücklichen Einfall, Seefische zu dressiren. Dabei ging ihm freilich mancher zu Grunde und just zumeist gerade da, wo er beinahe mit ihm fertig war; einmal ist es ihm aber doch gelungen, und zwar mit einem jungen Häringweibchen. Um diesen Meeresfisch an das süße Wasser zu gewöhnen, versetzte er ihm das Seewasser tropfenweise mit Quellwasser und brachte es endlich dahin, daß er in seinem neuen Elemente kreuzfidel umherschwamm. Nun triel er die Dressur noch weiter; er wollte das Seethier auch noch für die Luft abrichten. Vorsichtig entzog er ihm täglich einige Tropfen Wasser. Als solches zur Reige ging, schnappte freilich das arme Geschöpf durstig nach Flüssigkeit, legte sich endlich auf den Rücken und streckte so jämmerlich die Flossen in die Höhe, als ob es verenden wolle. Da es aber im Uebrigen gut genährt war, so überstand es die Lebebensgefahr und gewöhnte sich nach und nach so an die Luft, daß es beim Regenwetter sogar das Trockene suchte. Und ging Herr Darwinowiz in seinem Parke spazieren, so war es ergötzlich zu sehen, wie das drollige Flossenthier sprungweise ihm nachschnalzte auf Schritt und Tritt. Eines schönen Tages nun machte der Herr wieder seinen gewöhnlichen Ausgang. Der Fisch folgte ihm mit rührender Anhänglichkeit. Eben passirten beide die Anstelbrücke. Da muß der Häring etwas ungeschickt emporgeschneilt sein, kurzum: er fiel in's Wasser und ertrank. — Dieses wunderschöne Geschichtchen hat dem Hausfreund sein „Aufschneider“ zugesandt mit der Versicherung, daß es ganz gewiß wahr sei.

## Deutsche Einigkeit.

Der alt Lederlemarti hat manchmal, wenn von der deutschen Einigkeit die Rede war, den Ausspruch gethan: „Die Deutschen sind wie ein Karren voll Krautköpf: wenn man dieselben — nämlich die Krautköpf — noch so sehr zusammendrückt, rutscht halt allemal wieder einer daneben 'naus.“

Bis Dato hat der Lederlemarti Recht gehabt.

## Der rothe Major.

### I.

Ich war schon manches Jahr Forstpraktikant und wartete mit Sehnsucht auf eine „grüne Pfarrei“, d. h. auf eine Anstellung als Förster; da erhielt ich eines Tages die Weisung, mit möglichster Beschleunigung nach Fohrenthal, einer ächten und rechten Gebirgsforstei, abzugehen, um den Dienst des bejahrten dortigen Bezirksförsters, der einen Schlaganfall erlitten hatte, aushülfsweise zu besorgen.

Fohrenthal war einer der bedeutendsten Bezirke unseres waldbreichen Landes, und so war mir der Ruf dorthin jedenfalls angenehmer, wie wenn ich als „Pulverbeerlesförster“ in die Ebene hätte wandern müssen. Aber leider sah ich wohl ein, daß mein Aufenthalt nur von beschränkter Dauer sein könne; denn ich durfte nicht hoffen, eine solche Forstei als Anfangsdienst zu erhalten. Nun, es war der erste Schritt zur sicheren Anstellung, und ich ging alsbald an meinen Bestimmungsort mit dem festen Entschluß, tüchtig zu arbeiten; denn so ein Aushülfsposten ist für einen jungen Forstmann eine Art Dienstprüfung.

Es war im Frühjahr, als ich in Fohrenthal ankam, und das Herz ging mir auf beim Anblick des herrlichen Hochwaldes. Unter den schwarzen Wipfeln der Tannen erschien in freudigem Grün das junge Buchlaub, und über den bewaldeten Berghängen hob sich der blaue Frühlingshimmel in seiner Pracht.

Im Forsthaufe selbst sah es traurig aus. Der alte Förster war gelähmt und konnte nur mühsam sich verständlich machen, und seine Frau, sowie die einzige Tochter, betrachteten mich als einen Eindringling, der dem Vater den Dienst rauben wollte.

Unter diesen Umständen verzichtete ich auf die mir angebotene Wohnung im Forsthaus und zog in den einzigen Gasthof des Ortes, wo ich zwar nicht fürstlich, aber doch gut bürgerlich untergebracht war. Viele freie Zeit gab es nicht für mich. Der Alte war schon längere Zeit kränzlich, und so fand ich Manches in Unordnung; Vieles war zurückgeschoben und harrte der Erledigung, und besonders war es ein Geschäft, das meine Thätigkeit in Anspruch nahm. Der Staat hatte ein großes Bauerngut — den Birckenbrucker Hof — der als Ackerland nicht sehr ertragsfähig war, angekauft, und es sollten die ausgedehnten Felder und Wälder mit Wald bestockt werden. Da gab es Manches zu vermessen und zu berechnen, manchen Bericht zu erstatten, kurz die Arbeit war keine leichte; allein ich hatte die Genug-

thuung, daß alle meine Vorschläge gebilligt und zur alsbaldigen Ausführung genehmigt wurden.

Zu diesem Hofe gehörte auch — von den übrigen Grundstücken getrennt — ein sogenanntes Tagelöhnergut mit einem wohl erhaltenen hölzernen Wälderhaus in der Nähe von Fohrenthal, und ich hatte den Antrag gestellt, dieses kleine Besitztum, da es außer allem Verband mit unseren Waldungen und nicht einmal gut als Waldhüterwohnung zu gebrauchen war, einer Versteigerung auszusetzen, in der Hoffnung, es werde sich vielleicht in Fohrenthal selbst ein Käufer finden.

Es hatten sich auch richtig einige Liebhaber gefunden, und die Versteigerung war auf einen der nächsten Tage anberaumt, als mein Gastwirth, da ich gerade aus dem Wald nach Hause kam, mich mit der Nachricht überraschte, es sei ein Fremder da, der mich zu sprechen wünsche. Das war ein Ereigniß in Fohrenthal, und ich eilte gleich in das Herrenstübchen, wo mich der Ankömmling erwartete.

Ich fand einen Mann in reiferem Lebensalter — er mochte ein hoher Fünfziger sein — hager und über gewöhnlicher Größe, mit wenigen rothgrauen Haaren auf dem ziemlich kahlen Haupte und einem starken röthlichen Vollbart, gekleidet in eine Lodenjoppe und in ziemlich verwaschene Sommerbeinkleider — kurzum eine keineswegs vornehme Erscheinung. Ich glaubte es mit einem Holzhändler dritter Güte zu thun zu haben und war daher nicht wenig überrascht, als sich der Fremde in tiefem Basse als Major a. D. Dittrich vorstellte und mir ohne Umschweife sagte, er sei gekommen, um auf das Birckenbrucker Tagelöhnergut zu bieten. Er bat mich um den Schlüssel des Häuschens und einen Führer. Da es noch nicht sehr spät war und ich meine Geschäfte beendet hatte, bot ich mich selbst als Führer an, und als mein Anerbieten angenommen worden, piff ich meinem Karo und begleitete den alten Herrn.

Sehr redselig war der Herr Major nicht, ein paar kurze Fragen über den Zustand des Tagelöhnergutes, über die Holzpreise in der Gegend — darin bestand die Unterhaltung auf unserm halbstündigen Marsche, und selbst bei der genauen Besichtigung des Waldhauses, des Gartchens und der wenigen Bergfelder, welche zu dem Gute gehörten, war der Alte sehr wortkarg.

Nach der Rückkehr sprach er mir seinen Dank aus für die Begleitung und begab sich auf sein Zimmer, wohin er sich als Nachtmahl ein Paar Eier bestellte. Vergebens wartete die kleine Gesellschaft, bestehend aus dem Doktor, dem Pfarrer und meiner Wenigkeit in der Herrenstube des Wirthshauses „zum Auerhahn“ auf die Rückkehr

des Fremden — er blieb auf seinem Zimmer ohne sich, zum Aerger des dicken Auerhahnwirths, auch nur ein Glas Wein zu bestellen.

Die Versteigerung fand früh um 9 Uhr statt; viele Liebhaber waren nicht da, und um 9½ Uhr war der Herr Major für den billigen Preis von 820 fl. Besitzer des Birckenbrucker Hofes und konnte sich, falls er dazu Lust hatte, nunmehr „Major Dittrich von Birckenbruck“ nennen. Er bat mich, den Schlüssel noch zu behalten, in einigen Tagen werde er Besitz von seinem neuen Eigenthum nehmen, zahlte seine bescheidene Rechnung und machte sich wieder, zum Aerger des Auerhahns, vor dem Mittagessen zu Fuß auf den Weg.

Was wollte der sonderbare Mensch da oben in dem einsamen, alten Waldhause an der Bergthalde? Darüber zerbrachen sich der Doktor, der Pfarrer, ich und mit uns alle Fohrenthaler den Kopf. Nun das mußte sich bald herausstellen; er wollte ja in ein paar Tagen wiederkommen und — er kam auch.

Eine Woche etwa nach der Steigerung hielt vor dem Auerhahn ein Bauernwagen, worauf sich ein paar Kisten, ein altes, eisernes Feldbett und ein ledergepolsterter Lehnstuhl befand und auf einer der Kisten saß — der Herr Major und bei ihm ein alter, schwarzer Pudelhund. Der Weg zur Birckenbruck war zum Fahren viel zu steil, deshalb mußte der ganze Kram vor dem Auerhahn abgeladen und durch Menschenhände hinauf gebracht werden. Das gab nun den Neugierigen Gelegenheit, den Fuhrmann, welcher im Wirthshause einen Schnaps mit Speck verzehrte, weiblich auszufragen; aber dieser wußte auch nichts. Er war auf der nächsten Eisenbahnstation gemiethet worden, hatte die Sachen, von denen er nicht einmal wußte, woher sie kamen, aufgeladen; über den Alten, oder wie ihn die Fohrenthaler alsbald getauft hatten „den rothen Major“, konnte er aber keine Auskunft geben. Das war recht ärgerlich. War doch der Alte jetzt unser Mitbürger, und da hatte gewiß jeder Fohrenthaler das Recht, ganz genau zu wissen, mit wem er es zu thun habe.

Die Sache wurde indeß immer sonderbarer. In kaum einer Stunde war der Major oben eingerichtet und erschien wieder im Orte, begleitet von seinem Pudel, um sich eigenhändig seine Lebensmittel, als: Eier, Butter, Mehl zc., einzukaufen, welche Gegenstände er in einem Rucksacke, den er zu diesem Zwecke umgehängt hatte, auch selbst wieder hinauftrug. Mit einer Bauerfrau hatte er einen Vertrag über die Lieferung von Kuhmilch abgeschlossen, bei einem Bauern eine

Klafter tannene Rollen bestellt, und dann war er in seinem neuen Heim verschwunden, und nur ein einsames Licht in dem alten Waldhause zeugte Abends von seiner Anwesenheit. „Nüt emol e Schöppli het er g'no“, meinte der Auerhahn, und das ging über alle Begriffe.

Diesem einen Tage folgten viele ähnliche. Der Alte verlangte keinerlei Bedienung — er machte sein Holz selbst, reinigte seine Zimmer, kochte sein kärgliches Mahl, und nur die Wäsche ließ er durch seine Milchfrau besorgen. Pünktlich zur selben Stunde kam er mit dem Rucksack ins Dorf, machte seine Einkäufe, fragte auf der Postablage nach Briefen oder bestellte solche und verschwand wieder. Die Fohrenthaler waren nun mit ihrem Urtheil im Reinen: „Bim roth Major isch e Ziegel g'rutischt.“ Als sie dann durch den Krämer, der den Postdienst besorgte, erfuhren, der Alte bekomme bedeutende Geldsendungen, da kam noch der Zusatz: „Er isch e Giztrage un e schäbiger Raib.“

Die alten Weiber und Kinder fürchteten den rothen Major; denn in seinem menschenheuen Treiben lag etwas Unheimliches. Die anderen Leute kümmerten sich zuletzt nicht mehr um ihn; denn sie hatten besseres zu thun, und zu den letzteren gehörte ich.

Plötzlich jedoch trat in Bezug auf meine Person eine Aenderung ein und zwar in der auffälligsten Weise. Der größte Theil meiner amtlichen Briefe hatte großes Dienstformat; allein der eifrigste Staatsdiener schreibt doch auch Privatbriefe von zierlicherer Form und gemüthlichem Inhalte. Nun war ich in der letzten Zeit in einen lebhafteren schriftlichen Verkehr mit einer Dame getreten, deren Interesse sich in einem Punkte mit dem meinen vereinte, nämlich darin, ob ich bald Aussicht hätte, meine „grüne Pfarrei“ zu erhalten. Eines Tages gab ich gerade einen Brief auf, als der „rothe Major“ mit seinem Rucksacke anwesend war. Der alte krumme Krämer, welcher die Post bediente und seine bissigen Bemerkungen anbrachte, wo er nur konnte, sagte zu mir:

„Das scheint mer fast kein Mitglied vum Forstcollegium zu sein, mit dem Sie so fleißig briefwechseln, Herr Forstpraktikant. I kenn wenigstens unter de Gabelweibe in der Residenz keine, der ‚Emma Weiland‘ heißt.“

Ich wollte dem unverschämten Buckelorum gerade eine gehörige Antwort auf seinen schlechten Wiß ertheilen, als meine Aufmerksamkeit durch einen Ausruf des rothen Majors auf diesen gelenkt wurde.

„Emma Weiland — Sie stehen im Briefwechsel mit ihr, Herr Forstpraktikant?“

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Major, ja“, sagte ich ziemlich gereizt — „kennen Sie die Dame?“

„Nein — das gerade nicht, aber der Name ist mir aufgefallen. Bitte um Entschuldigung, ich will mich durchaus nicht in Ihre Angelegenheiten mischen. Hab die Ehre — guten Morgen“, damit zog der Alte ab.

„Ein g'fährlicher Nebenbuhler vom Militär, jetzt kennet Se usspasse“, meinte der Krämer!

„Eckerle, jetzt laßt Eure dummen Späß' und besonders titulire mer unsere Forsträth nit mit ‚Gabelweihe‘, verstehn Er!“ Damit trollte ich mich, dachte aber doch bei mir: „Der Teufel weiß, was der alte Stedtelberger von Major mit der Emma haben mag?“

Von der Zeit an war der alte Sonderling mir gegenüber wie umgewechselt. Ich traf ihn auf Schritt und Tritt; er suchte mich absichtlich auf, begleitete mich auf weite Strecken und nicht allein sein Pudel mit meinem Caro, sondern auch der Major und ich wurden allmählig befreundet. Ich fand in dem Alten einen Mann, der bei großer Bildung einen Schatz von Erfahrungen gesammelt hatte und entdeckte in der sonderbaren und edigen Hülle einen ehrlichen, kreuzbraven und wohlwollenden Menschen. Wenige Wochen vergingen, und er war fast täglich mein Begleiter und die Fohrenthaler nannten mich „dem rothen Major sein Adjutant.“

Je länger ich mit dem Manne umging und je näher ich ihn kennen lernte, desto fester wurde meine Ueberzeugung, es müsse ihm das Leben schwer mitgespielt und er äußerst bittere Erfahrungen gemacht haben. Jetzt hatte er zwar das Gleichgewicht und den Frieden wieder erlangt, aber jedes seiner tiefsten Gespräche zeigte von schwerem Kummer und Herzeleid, das zwar überstanden war, aber dem ganzen Leben des Menschen seinen Stempel aufgedrückt hatte. Was es war, ich konnte es nicht enträthseln. So befreundet wir wurden, über das frühere Leben des Majors erfuhr ich gar Nichts, und selbst wenn die Rede auf seine Heimath kam, wurde er schweigsam und brach kurz ab.

Soviel war sicher, der „rothe Major“ hatte sein Geheimniß, ich aber die Zudringlichkeit nicht, dasselbe zu entlocken, obgleich wir jeden Tag vertrauter wurden und der Alte meine Verhältnisse bald so genau kannte, wie ich selbst.

Der Winter war vergangen und wieder zog der Frühling ein in seiner Pracht; ich hatte mit dem Major einen Gang gemacht und begleitete

ihn noch zu dem buckligen Eckerle, um zu sehen, ob keine Briefe für uns angekommen. Der rothe Major ging diesmal leer aus, für mich aber war ein großes Schreiben mit Dienstsiegel vorhanden — es war meine Ernennung zum Oberförster in Schmiedau, einer prächtigen Forstei mit herrlich gelegenem, geräumigem Forsthaus. Alle Wetter, was mir da für Gedanken durch den Kopf schwirrten. Ich muß recht verblüfft und dumm ausgesehen haben, als ich wie ein geschossener Vock in das Papier starrte und erst aus meinen Träumen erwachte, als mich der Major am Arme faßte und mich mit seiner rauhen und heisern Stimme so freundlich als möglich fragte: „Nun was ist's, Herr Forstpraktikant, darf man Glück wünschen zur Beförderung?“ Und als ich bejahte, faßte er mir mit unverkennbarer Rührung beide Hände, indem er hinzufügte: „Und jetzt holen Sie ihre Emma als Försterin — nicht wahr?“

Da nahm ich's dem Dittrich nicht mehr übel, wie das erste Mal, als er sich ungerufen in meine Angelegenheiten mischte, sondern packte ihn an der Schulter, drehte ihn ein paarmal im Kreise umher, daß er fast zerbrach und jubelte laut: „Ja lieber, alter Major, und das so schnell als möglich.“ Ach, da fiel mir ein, daß denn doch noch Manches dazwischen liege — das Geld, das leidige Geld.

## II.

Sieben lange Jahre waren verflossen, seit ich meine Ernennung zum Oberförster erhalten — 7 Jahre, aber nicht die 7 magern, sondern 7 fette und glückliche. Ich war Oberförster in Schmiedau und Emma war mein liebes, treues Weib. Ja es war merkwürdig rasch gegangen; denn auch die leidige Geldfrage hatte sich auf wunderbare Weise erledigt und zwar durch die Beihülfe eines ächten und gerechten Erbonkels, eines Erbonkels, wie er sonst nur im Lustspiel vorkommt, eines leibhaftigen Colonialonkels, und das war so zugegangen:

Der Vater meiner Emma war Assessor und als Landwehrlieutenant zu einer Uebung einberufen, während eines Manövers in einen Zweikampf verwickelt und getödtet worden und hatte seine junge Frau mit ihren zwei kleinen Kindern als fast mittel- und hilflose Wittwe zurückgelassen; denn das bescheidene Vermögen war bald aufgezehrt, und die kleine Pension reichte nicht zum Schmälzen der Suppe. Die arme Wittwe war in ihre Heimath, die Residenz meines engen Vaterländchens gezogen, wo sie wenigstens theilnehmende Verwandte und gute Freunde fand. Dort lebte sie ein paar

Jahre in Kummer und Sorgen, indem sie sich und ihren Kindern durch Stickerien und Unterricht im Weißzeugnähen den Lebensunterhalt erworb, als sich ihre Lage unversehens verbesserte. Der verstorbene Assessor Weiland hatte einen älteren Bruder, welcher, nachdem er sein bishen Vermögen verstudirt oder eigentlich verkneipt, eine Zeitlang seinen Verwandten die Füße unter den Tisch gestreckt hatte; dann aber war er nach einigen läderlichen Streichen, die ihn mit denselben vollständig überwarfen, nach Holland durchgegangen und dort verschollen, wenigstens hatte der Assessor bei Lebzeiten seiner Frau gegenüber dieses Bruders nie mehr erwähnt. Einige Jahre nun nach dem plötzlichen Tode des Assessors erhielt Frau Weiland ein Schreiben von einem Banquier van Halen v. Rotterdam, welcher ihr anzeigte, daß der k. holländische Gouvernementssekretair Weiland in Palembang in holländisch Indien ihn beauftragt, der Wittwe seines Bruders, von deren Verhältnissen er jetzt erst Kunde erhalten, 500 fl. auszuzahlen und so fort jedes Jahr; auch solle sie ihn durch genanntes Bankhaus benachrichtigen, wenn ihre Kinder in höhere Schulen eintreten, er werde dann auf gleichem Wege für die nöthigen Geldmittel sorgen. In einen unmittelbaren Briefwechsel mit seiner Schwägerin lasse er sich grundsätzlich nicht ein.

Das war nun allerdings ein recht kurioser Schwager; aber der Ertrinkende greift nach einem Strohhalme: die arme Wittwe nahm an, und so wurde es möglich, daß sich ihr Sohn zu einem tüchtigen Ingenieur ausbilden und ihre Tochter, die kleine Emma, eine gute Erziehungsanstalt der Residenz besuchen konnte. Aber das war nicht Alles; das beste Stück von dem sonderbaren Holländeronkel kommt noch. Wenige Monate, nachdem ich mich mit Emma verlobt hatte, verlobt mit der Aussicht, noch eine hübsche Zeit Bräutigam zu sein, kam eine Anweisung auf 8000 Thaler als Hochzeitsgeschenk vom alten Onkel für seine Nichte, und damit waren alle Hindernisse aus dem Wege geräumt; die Heirath war möglich geworden, so daß wir nach 7 Jahren im Besitze eines prächtigen Buben waren, der freilich noch mit verzweifelter Beharrlichkeit statt Gockel — „Dottel“ sagte. Merkwürdigerweise hatte auch diesesmal der „fliegende Holländer“, wie ich den Onkel nannte, allen Dank verboten und sein Zwischenhändler nur eine Empfangsbescheinigung verlangt.

Von Fohrenthal hatte ich in den letzten Jahren wenig mehr gehört und nur ab und zu mit dem „rothen Major“ auf dem Birkenbrucker Hof

Briefe gewechselt, der sich in freundlichster Weise um mein Schicksal kümmerte und auch mehrmals versprochen, mich zu besuchen, aber seine Versprechen nie gehalten hatte. An einem ächten Wintertage, an welchem es, wie man bei uns sagt, „Bäckermädel“ schneite, kam ich tüchtig durchgefroren um Mittag aus dem Walde, wo ich die Holzschläger beaufsichtigt und freute mich, als ich von Weitem den Rauch aus dem Schornstein des Forsthauses aufsteigen sah, auf die warme Stube und ein tüchtiges Mittagessen. Wie ich nun so in dem Gestöber auf das Haus zuschritt, sah ich von der entgegengesetzten Seite einen Postboten gleichfalls durch den Schnee drauslosstapfen, was mich nicht übel verwunderte; denn es konnte nur ein Extrabote sein, da die Landpost immer erst um die Abendstunde an dem Forsthause vorüberkam. Er mußte Etwas Wichtiges bringen. Das war es auch: ein Telegramm des Verwaltungsamtes, in welchem die Gemeinde Fohrenthal lag, mit der Nachricht, daß der Königl. Major a. D. v. Dittrichhausen auf dem Birkenbrucker Hof plötzlich verstorben sei und meine Frau zur Haupterin seines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt habe; ein Vermächtniß sei meinem Schwager und mir zugefallen. Man fordere mich auf, da mein Schwager in England weile, alsbald zur Vereinigung der Sache zu erscheinen, umso rascher, als für mich selbst ein eingeseigertes Schriftstück vorhanden, das von des Majors eigener Hand als mein Eigenthum bezeichnet sei.

Das war nun allerdings eine Ueberraschung. Der „rothe Major“ tobt und wir die Erben! Natürlich theilte ich die Sache meiner Frau mit, die gleichfalls sehr verwundert war und wie bei jedem Glücksfall tief aufseufzend sagte: „Wenn das nur mein Mütterlein erlebt hätte“. Ja freilich, lieber Gott, das Mütterlein hatte kaum noch die ersten Strahlen unserer Glückssonne über die Berge kommen sehen; sie hatte unsern Bund geegnet und war hinübergegangen in das Land, wo es keinen Kummer mehr giebt. Nur die letzten Stunden ihres Abends wurden durch unser Glück verklärt. —

Ich machte mich alsbald reisefertig und in 2 Tagen war ich in der Amtstadt, wo ich von dem Notar zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr, daß der Alte außer dem Birkenbrucker Hof, den er mir vermacht, ein Baarvermögen von 30,000 Thalern hinterlassen habe, wovon meiner Frau 20,000, ihrem Bruder aber 10,000 zugescrieben seien. Auch das ziemlich dickeibige Schriftstück wurde mir übergeben mit der Aufschrift: „Meinem lieben Freunde, dem Oberförster Carl Walter.“

Meine Geschäfte bei dem Amtsgerichte waren bald vollendet, und am nächsten Morgen fuhr ich nach Fohrenthal. Mein erster Gang war auf den stillen, einsamen Kirchhof am Walde, wo in dem frischen Grabe der alte Soldat ruhte. Ein einfach hölzernes Kreuz bezeichnete die Stelle, wie er es gewünscht, mit der eingeschnittenen Inschrift: „Hanns Dietrich von Dittrichhausen.“ Also das war der wirkliche Name des „rothen Majors“, nicht Dittrich, wie er sich uns genannt.



Ja, ja, der alte, ernste Mann hatte sein Geheimniß, und sicher stand die Lösung in dem Packet, das ich bei mir trug — ich wollte es erst droben am Waldsaum in dem holzgetäfelten Stübchen eröffnen, wo der Verstorbene seine letzten Tage zugebracht. Nach einem stillen Gebete am Grabe schritt ich um die Mittagsstunde meinem neuen Eigenthume, dem Birkenbrucker Hofe, zu. Der Schnee glitzerte in der Winter Sonne, Bäume und Büsche sahen wie überzuckert aus; nur ein paar Amseln und leise zwitschernde Kohlmeisen schlüpfen durch die Hecken; sonst war Alles still und friedlich. Oben lag das alte Bauernhaus, aus dem der blaue Rauch, von keinem Winde gestört, hoch über die Tannen aufstieg. — Der Auerhahnwirth, den ich von meinem

Kommen benachrichtigt, hatte fürsorglich den großen Rachenlofen feuern lassen. Als ich mit dem Schlüssel, den ich im Auerhahn abgeholt, geöffnet, empfing mich weder Mensch, noch Thier. — Der alte Pudel war seinem Herrn längst vorangegangen und ruhte draußen im Garten; nur die Schwarzwälderuhr, welche der Wirth aufgezo-gen, pickte ihr einformig Lied: Zeit rennt, Zeit rennt!

Alles war noch, wie es der Major verlassen, das Holz, das er sich noch im Borrath gespalten, lag am Ofen, seine Bücher wohlgeordnet und die Zeitungen sorgfältig auf einander gelegt bis zu dem Todestage, an dem ihn der Herzschlag getroffen — einen Hauch von unendlicher Behemuth athmete das Stübchen. Das war die rechte Stimmung, in der ich mich befand, das Packet zu eröffnen; — ich setzte mich ans Fenster. Nachdem ich die umschnürte und gesiegelte Hülle entfernt, fand ich eine Anzahl gehefteter Blätter, beschrieben von der Hand des Majors in der mir wohlbekanntem, festen und gleichförmigen Schrift. Die Verschiedenheit der Tinte zeigte, daß die Arbeit nicht auf einmal, sondern in verschiedenen Zeitabschnitten vollendet wurde. Oben auf lag ein loses weißes Blatt, worauf geschrieben stand:

Lieber Freund!

Wenn Sie diese Blätter erhalten, so hat der bedauernswerthe Mann, dessen Hand dieselben geschrieben, die lang ersehnte Ruhe im Grabe gefunden. Ich kenne Sie und weiß, daß ihr Urtheil ein gerechtes sein wird, und so hoffe ich, daß Sie und besonders ihre liebe Frau, den Unglücklichen, dem eine böse That das Leben vergiftet hat, mehr bedauern als hassen werden!

v. Dittrichhausen.

Was war das? Wegen welcher Unthat hatte der Major meine Frau und mich um Verzeihung zu bitten? Die gehefteten Blätter mußten Aufschluß geben. Ich las:

Das Offiziercorps des Husarenregiments, in welchem ich diente, galt als eines der nobelsten der Armee. Der hohe Adel suchte seine Söhne dort unterzubringen, und selten gelang es einem reichen Bürgerlichen, seinen Sprößling einzuschmuggeln, wenn gleich ein väterlicher Zuschuß zur Löhnung dringend nöthig war. Ich hatte es zum Rittmeister zweiter Klasse gebracht, und wenn ich auch nicht gerade verschwenderisch lebte, so waren meine Mittel doch ziemlich aufgebraucht, und nur die Unterstützung meines älteren Bruders, der Majorats-herr und verheirathet war, hielten mich über'm Wasser. Deswegen ließ ich mir aber keine grauen Haare wachsen; denn im äußersten Nothfalle deckte eine reiche Heirath den ganzen Plunder und wir Husaren hielten uns für unwiderstehlich. Zu-

legt waren wir auch die Schlimmsten wohl nicht, und der größte Fehler, den man uns vorwerfen konnte, war eine hochmüthige Ueberschätzung unserer Lebensstellung, und gerade dieser Fehler wurde ja von mancher Seite als ein Vorzug betrachtet und absichtlich gehegt und gepflegt. Mir sollte er zum größten Unglücke gereichen.

Es war im Frühherbste des Jahres 18 . . . als wir, nach vollendeten Regiments- und Brigadeübungen zum Manöver abrückten. Diese Manöver waren die einzige Gelegenheit, wo unser Regiment mit andern Truppentheilen zusammenkam; denn in unserer schönen Garnison waren wir die Alleinherrscher in jeder Beziehung. Wir hatten schon mehrere Tage im Verband mit andern Waffengattungen manövriert und sollten nun in dem hübschen Städtchen Ulmersroda einen Rasttag haben. Mit uns kam noch ein Bataillon Jäger, ein Landwehrebataillon und eine Batterie ins Quartier. Das Städtchen und die zunächst liegenden Dörfer und Güter waren ziemlich stark belegt. Mir hatte das Geschick wohl gewollt, ich lag mit meiner Escadron in einem großen Dorfe in nächster Nähe von Ulmersroda, wozu ein Rittergut gehörte, auf dem die Offiziere einquartiert waren. Nach einem üppigen Mittagmahle bei dem Gutsbesitzer, bei welchem der Sekt nicht gespart worden, ließ derselbe den Jagdwagen anspannen und fuhr mit uns in das Städtchen, um dort, wo unsere Musik spielte, mit uns den Abend zuzubringen.

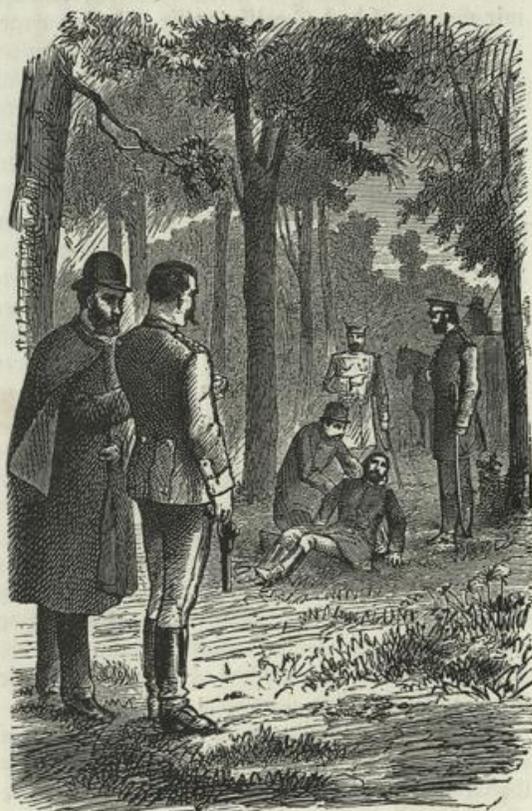
Wir waren in der tollsten, übermüthigsten Laune; ein schlechter Witj jagte den andern und als die Musik auf der Promenade zu Ende, beschloffen wir, mit unserm Quartierherrn in eine Conditorei zu gehen, die nach Aussage des Gutsbesitzers einen vorzüglichen Eispunsch liefern sollte. Wir zogen säbel- und sporenklirrend dahin ab und sahen schon von außen durch die erleuchteten Fenster, daß das Lokal fast überfüllt war. Unser Gutsbesitzer belehrte uns jedoch, daß nach hinten gegen den Hofraum sich ein Nebenzimmer befinde, welches ihm der Zuckerbäcker gewiß zur Verfügung stellen werde. Wir durchschritten den vordern, von Offizieren der Jäger und Artillerie angefüllten Raum und folgten unserm ortskundigen Führer, der uns auf eine Thüre neben dem Schenkische zu geleitete. Ich war voraus und öffnete auf die Aufforderung des Quartierherrn das Zimmer und sah augenblicklich, daß auch dieses besetzt war und zwar ausschließlich mit Offizieren der Landwehr, bei welchen einige Civilisten — Beamte aus dem Städtchen — Platz genommen. Im Anmüthe, daß wir auch hier keinen Raum fanden, in übermüthiger Wein-

laune, rief ich laut meinen Kameraden zu: Hier ist es Nichts für uns — es riecht nach Landwehr! Auf meinen Ausruf verstummte das lebhafte Gespräch und ein schlanker, großgewachsener Landwehroffizier mit dunkelm Bart sprang von seinem Stuhle auf, eilte auf die Thüre zu, die ich gerade schließen wollte und hob mir zornglühend seinen Arm unter die Nase, indem er ausrief: „Das ist des Königs Rock — nach was riecht er, Herr Rittmeister? Wüthend fuhr ich mit der Rechten nach dem Säbel:

„Zurück — Can . . .“

Meine Freunde fielen mir in den Arm und zogen mich fort; zwei blieben, um die Sache nach militärischen Begriffen zu bereinigen.

Nun es kam — wie es kommen mußte. An einem nebligen Herbstmorgen standen wir uns, zum Zweikampf bereit, gegenüber im bethauten Forste. Die Sekundanten machten den üblichen Versöhnungsversuch. Was war da zu versöhnen — das Duell mußte stattfinden oder wir waren beide verloren. Mein Gegner hatte den ersten Schuß. Ich sah deutlich, wie er scharf auf mich zielte — er war ein guter Schütze, wie mein Sekundant mir zuge-



flüstert hatte; ich stand, die Flanke gegen ihn gekehrt, die Brust mit dem Oberarm gedeckt und erwartete das Feuer. Da plötzlich bemerkte ich, wie sich der Lauf der auf mich gerichteten Pistole langsam hob, der Schuß krachte und über meinem Kopfe pfliff die Kugel. Mein Feind hatte absichtlich fehl geschossen. Was sollte ich thun? Gleichfalls in die Luft schießen? Ein Duell ohne Entscheidung — es war mein erstes. Nein — einen Denkartel sollte der Unverschämte wenigstens davontragen; ich zielte auf seinen linken Arm, den er preisgab, da er unvorsichtigerweise in Front stehen geblieben war, schoss, und mit einem lauten Schrei stürzte der Landwehroffizier zu Boden. — Ich hatte ihn durch die Brust geschossen. Er starb auf dem Plage, seine letzten Worte waren: „O Gott meine armen Kinder!“ Das hatte ich freilich nicht gewollt; tief erschüttert verließ ich die Wahlstatt.

Ein Kriegsgericht verurtheilte mich zu 2 Jahren Festung — nach 6 Monaten war ich begnadigt und, ich muß es leider sagen, mein Ansehen unter meinen Kameraden hatte durch das Duell gewaltig gewonnen — ich war der beliebteste Offizier im Regimente geworden. Meine Lage wäre also eine ganz glückliche gewesen, trotzdem mir manchmal doch Gewissensbisse ankamen wegen des unseligen Zweikampfes, dessen Verschulder ich ja sicherlich war, wenn nicht meine pekuniäre Lage eine immer schwierigere geworden wäre. Meine Gläubiger drängten, und der Bruder, dessen Ehe mit mehreren Kindern gesegnet war, wollte oder konnte nicht mehr so flott herausrücken wie früher. Er selber rieth mir zu einer reichen Heirath, und als ich wieder einmal dringend um Hilfe bat, schlug er mir dieselbe rund ab, bedeutete mir aber, ich solle mich um die Hand einer reichen Base, eines Fräuleins v. Heimbach verwenden. Das Fräulein brachte mit ihrer Mutter die Sommermonate in einem süddeutschen Bade zu — ich fand meines Bruders Rath vernünftig, nahm Urlaub und reiste auf „Brautwerbung“. Ich kam, sah und — hätte siegen können, wenn der Bissen nicht so verdammt sauer gewesen wäre. Reich war das Fräulein, sehr reich, aber grundhäßlich, und was das Aergste war, eine verzogene Puppe, boshast und eigensinnig. Der Antrag wollte nicht über meine Lippen und doch — das Wasser stand mir bis an den Hals. Da geschah Etwas, was alle meine Heirathspläne über den Haufen stieß.

Eines Tages begleitete ich meine Verwandten in einen Laden, in welchem durch einen Frauenunterstützungsverein Arbeiten verschämter Armen feil gehalten wurden. Es gehörte zum guten

Ton, dort hie und da etwas zu kaufen. Fräulein v. Heimbach und ihre Mutter betrachteten einige Stickerien und ich langweilte mich pflichtgemäß, als eine ärmlich gekleidete junge Frau in Halbtrauer mit einem bedeckten Körbchen hereintrat und die Vorsteherin zu sprechen wünschte. Sie wurde ins Geschäftszimmer gewiesen; aber ein Blick in dieses sanfte, von reichen blonden Haaren umrahmte Gesicht, hatte mich in Feuer und Flamme gesetzt. Ich nahm mir vor, den Namen der Unbekannten zu erforschen und sie um jeden Preis kennen zu lernen. Kaum hatte ich die Damen nach Hause geleitet, nahm ich unter einem Vorwande Abschied, und kehrte in den Laden zurück. Die Fremde hatte denselben verlassen; ich ließ mich der Vorsteherin melden, die mich etwas verwundert und kalt empfing; aber als ich ihr vorlog, mein Väschen habe Interesse an der Unbekannten genommen, mir gerne mittheilte, was sie wußte.

„Die Aernste“, sagte die alte Dame, ist „aus gutem Hause und die Wittve eines sehr tüchtigen Beamten. Sie ernährt, da sie gänzlich ohne Vermögen ist, ihre beiden kleinen Kinder durch ihrer Hände Arbeit, freilich kümmerlich genug. Ihr Gatte wurde, so viel ich weiß, vor einigen Jahren von einem Offizier im Zweikampfe erschossen. Ihr Name ist —“

Ach Gott, sie hätte den Namen nicht zu nennen brauchen — ich war der Mörder des jungen Gatten; ich hatte im Leichtsinne und freveln Uebermuth ein reiches Leben vernichtet, und was noch schlimmer war, das Glück einer Familie zerstört. Durch ihrer Hände Arbeit mußte diese Frau sich und ihre Kinder ernähren — Hunger und Noth waren ihr Loos, und ich, ich allein trug die Schuld. Bei Gott, ich war ein leichtsinniger Geselle und hatte manch schlimmen Streich auf dem Gewissen; aber ich hatte trotz alledem Ehre im Leibe und das packte mich — ich hätte alles Andere eher ertragen. Mein erster Gedanke war, wenn ich nur helfen könnte, aber wie, wie, in meiner Lage, wo ich selbst nach Rettung suchte? Ich konnte nicht zu meinen Verwandten gehen und ließ mich dort als krank entschuldigen.

In meiner Wohnung fand ich einen freundlichen Brief meines Obersten; der meine ganze Lage und mein Heirathsproject, aber auch meine Base kannte. Er schrieb mir ganz offen als Freund. Wenn ich die liebenswürdige Dame nicht heirathen wolle, was er mir keineswegs verüble, so habe sich ein Auskunftsmittel gefunden. Ich könne als Rittmeister erster Classe die Direktorstelle eines Gestütes erhalten, mit welchem Posten eine bedeutende Zulage verbunden sei. So sei es

möglich, die Geldfrage zu lösen, ohne in den sauern Apfel dieser Ehe beißen zu müssen. Verhehlen wollte er mir jedoch nicht, daß der Rücktritt in den Heeresdienst nicht sehr leicht, dagegen eine Beförderung auch dort möglich sei.

Das war ein Wink des Schicksals; ich nahm an und sagte meinem verwunderten Bäschen ein freundliches Lebewohl. Ich mußte die arme Wittve noch einmal sehen und hätte sie für das Leben gern gesprochen; allein ich durfte um keinen Preis meinen Namen nennen, ich war ja der Mörder ihres Gatten. Nur einmal noch sah ich sie in dem Vereinsladen, wo ich aus dem Munde der Vorsteherin Näheres über ihre Verhältnisse erfuhr. Bei Gott — das war eine Heldin im besten Sinne des Wortes, eine Heldin, wie es nur eine liebende Mutter sein kann, eine Mutter, die Alles, Alles ihrer Kinder wegen erträgt. Wenn dieses herrliche Weib das meinige geworden wäre! —

Ich ging an meinen neuen Bestimmungsort, nachdem ich einen befreundeten Anwalt beauftragt hatte, mich von Zeit zu Zeit von dem weiteren Schicksal der Verlassenen zu benachrichtigen. Sie kämpfte sich wacker durch; aber wie es werden sollte, wenn die Erziehung ihrer Kinder größere Mittel in Anspruch nahm, darüber hatte mein Freund lange Zweifel. Da stand es klar vor mir, was ich zu thun hatte. Derjenige, welcher den Kindern den Vater geraubt, mußte ihn ersetzen. Das war verfluchte Schuldigkeit. Ich konnte es, meine Verhältnisse hatten sich gebessert, ich hatte eine kleine Erbschaft gemacht, meine Schulden bezahlt und noch ein Stück Geld übrig behalten. Aber wie die Wittve zur Annahme bewegen? Mein Anwalt half. Er hatte herausgebracht, daß der verstorbene Gatte einen verklärten Bruder gehabt, der nach niederländisch Indien gegangen und dort verschollen war — der mußte eintreten. Mit Hilfe eines bekannten holländischen Banquiers übermittelten wir nun die zur Erziehung benötigten Summen und, Gott sei Dank, die Empfängerin merkte in ihrer Arglosigkeit nie den Betrug. Ich hatte mich so ganz in den Gedanken hineingelegt, der Versorgung der Waisen zu sein, daß ich darin allein mein Lebensglück fand. Nach einigen Jahren nahm ich, um noch sparsamer leben zu können, meine Pension, zog nach Süddeutschland, kaufte den Birkenbrucker Hof und lebte dort mein Einsiedlerleben, in dem ich Trost und Ruhe fand. Das Bild des Sterbenden mit der Todeswunde in der Brust wurde immer lichter und die letzten Worte desselben, „Ach Gott, meine armen Kinder“, klangen nicht mehr wie der Donner des Gerichts in meinen Ohren. So weit es in menschlicher

Gewalt steht, habe ich mein Verbrechen gefühnt. Verzeihet dem reuevollen Mörder eures Vaters, wie er hofft, daß ihm auch Gott der Herr verzeihe!“ —

Das war das Geheimniß des rothen Majors, auf dessen Grabhügel, als ich zu Ende gelesen, die Abendsonne verführend ihre goldenen Strahlen nieder sandte.

### Versteinerte Menschen.

Daß es Menschen gibt mit „steinernen Herzen“, das wußte man schon lange, daß es aber ganz versteinerte Menschen gäbe, diese Entdeckung gehört erst der neueren Zeit an und sind dadurch die herkömmlichen Anschauungen über die Stellung des Menschen, als der „Krone der Schöpfung und Ebenbild Gottes“ etwas verändert worden. Die Ansicht des französischen Naturforschers Cuvier, daß keine versteinerte Menschen vorkämen, ist schon lange widerlegt, und die Beweise sind erbracht, daß der Mensch in weiter Ferne der vorgeschichtlichen Zeit schon mit dem Höhlenbären, dem Riesenhirsche, dem Riesenfaulthier, dem behaarten Rhinoceros und dem Mammuth zusammen gelebt hat. Ja unser Geschlecht ist alt, uralte; aber wenn auch die aufgefundenen Menschengewebe eine in manchem von dem jetzt lebenden Geschlechte abweichende Bildung zeigen, so kann man doch nicht annehmen, daß der Urmensch ein vom jetzigen Kulturmenschen ganz verschiedenes Geschöpf gewesen sei, am allerwenigsten aber ein Vetter der Edeln von Drang-Utang.

Weit über den „alten Adam“ hinaus schweift jetzt unser Blick; er dringt in die fabelhafte Kindheit unseres Geschlechts, in jene graue Vorzeit, wo die Sage den Schauplatz der Menschen mit allerhand ungeheuerlichem Gethier bevölkert, mit Lindwürmern und Drachen, wo noch Zwerge ihr unheimliches Wesen trieben und Riesen unter sich und selbst mit den Göttern im Kampfe lagen. Der Naturforscher erkennt, daß all diese fabelhaften Gebilde auf einer naturgeschichtlichen Grundlage beruhen. Und hat es auch keine Zwerge und Riesen gegeben, so lebten doch lindwurmartige und drachenförmige Geschöpfe, deren Knochenüberreste uns in Erstaunen setzen. Freilich sind bei der Deutung solcher Versteinerungen auch manche Irrthümer unterlaufen. Wenn Pausanias erzählt, bei Milet sei ein 10 Ellen langes Gerippe des Ajax gefunden worden; wenn Büttner mittheilt, daß im Jahre 1645 streifende Schweden einen Riesen bei Krems auffanden, dessen Kopf wie ein runder Tisch war und von dem ein

Zahn  $5\frac{1}{2}$  Z wog, so ging es beiden wie dem biedern Züricher Arzt Johann Jacob Scheuchzer im Jahre 1726, der das aufgefundenene Skelett eines Riesensalamanders für einen in der Sündflut umgekommenen Menschen hielt und demselben die schauerlich klingende Mahnung in den Mund legte:

„Betäubtes Beingerüst' von einem alten Sünder.  
Erweiche Herz u. Sinn der neuen Bosheitkinder.“

So hat man auch irrthümlich die Fußspuren von Riesenfröschen für menschliche Fußtapfen gehalten und menschlichen Ungeheuern zugeschrieben.

Nein, Riesen waren unsere verehrten Vorfahren nicht: im Gegentheil, wie wir gleich sehen werden, brauchen wir uns, was die körperliche Größe betrifft, vor ihnen durchaus nicht zu verfrüchten.

Erst den 50er Jahren dieses Jahrhunderts war es vorbehalten, Klarheit in diese Sache zu bringen. Boucher de Perthes fand im Jahre 1853 in Frankreich zugleich mit Knochen des Urelephanten und der Höhlen-Hyäne auch Werkzeuge aus Feuerstein — deren Verfertiger nothwendig zu gleicher Zeit mit den ausgestorbenen Thieren gelebt haben mußten. Nun prüften sie die Funde. Schon 1854 entdeckte man in den Pfahlbauten der schweizerischen, deutschen und italienischen Seen deutliche Spuren uralter Kultur, wie sie ein Jägervolk von rohen Sitten besitzt. Bald fand man am Mississippi, in Yucatan, in Schweden, Schottland zc. gleichalterige Dämme und Wälle:

„Im Völkerschutt, den einst der Strom daher getrieben,“

„Sind stumme Zeugen der Vergangenheit geblieben.“

Aus diesen Forschungen ergaben sich interessante Thatfachen; man hat herausgebracht, daß die ursprüngliche Bevölkerung Europas langköpfig war, während die später aus Asien Zugewanderten zu den Kurzköpfen zählte. Die ächten Langköpfe, die sogen. Cannstader Rasse (benannt nach einem dort gemachten Funde), war kleiner als das jegige Mittelmaß 1,68—1,70 Meter. Die Stirne stand schräg rückwärts, die Augenbrauenbogen traten stark hervor, das Hinterhaupt bildete eine bedeutende Wölbung; die Unterkieferzähne standen schief; ein Kiefervorsprung fehlt gänzlich, und die Kieferbogen waren nach hinten gezogen. Es bot im Ganzen kein sehr ansprechendes Bild, und da auch die Schädelknochen sehr dick und das Gehirn sehr klein war, so dürfte man kaum diesen unsern Vorfahren die Bezeichnung geistreich und liebenswürdig geben. Zu dieser Rasse gehört der von Dr. Fuhrrott im Jahre 1857 der Bonner Natur-

forscherversammlung vorgezeigte Neanderthalschädel, welcher im Neanderthal gefunden wurde.

Etwas längere Menschengeriippe, mit größern Schädeln, weniger starken Augenbrauenleisten, nicht so stark hervortretendem Hinterhaupt, dagegen mit vorspringendem Kinn, wurden bei Dromagnon gefunden und werden als zweite Rasse bezeichnet. Das ganze körperliche Verhältniß deutet auf größere Intelligenz hin, besonders die bedeutendere Höhe des Schädels. So zeigen auch die gefundenen Kunstprodukte, Zeichnungen in Geweihe und Elfenbein geschnitten, und treffliche Steinwerkzeuge von einer höheren Bildungsstufe.

Eine dritte Rasse (die von Fürforz) bildet den Uebergang zu den Kurzköpfen. Es waren kleine, rundköpfige, etwa den Lappländern ähnliche Leute mit schräger, niedriger Stirne und hohen und schmalen Augenhöhlen. Sie verfertigten zwar Thongeschirre und Steingeräthe, scheinen aber nicht sehr begabt gewesen zu sein. In Belgien gemachte Funde weisen darauf hin, daß Pferdefleisch ihre gewöhnliche Nahrung gewesen sei; sie stehen aber auch im Verdacht, einen Menschenbraten nicht verschmäht zu haben. Aus Asien herüber — vom Osten — kamen die eigentlichen Kurzköpfe und unterdrückten die im Westen heimische Rasse.

Rastlos spürend, mit unersättlichem Wissensdurst, zieht der emsige Forscher Knochen und Scherben, verwitterte Reste der Vorzeit aus der Tiefe hervor, und schon glaubte man, Dank seinem Fleiße, die Umrisse menschlichen Wesens und Wirkens zu erkennen in Zeiten, die — wenn es möglich wäre — noch weit hinter die Erschaffung der Welt zurückragen. Diese Urmenchenkunde ist unsere jüngste Wissenschaft, ja sie ist noch nicht einmal getauft; man könnte sie unterirdische Geschichtsforschung nennen. Viele scharfsinnige Köpfe sind in ihrem Dienste thätig. Sie reizt in hohem Grade die Einbildungskraft; denn es handelt sich hier um den Ursprung des menschlichen Geschlechtes.

### Die Jur mit Eselsmilch.

Ein tüchtiger Arzt war der alte Medizinalrath Pfeffer und ein ausgezeichnete Chirurg und Operateur. Man sagte von ihm, er habe das scharfe Auge eines Adlers, das muthige Herz eines Löwen und die sanfte Hand eines Mädchens besessen. So schneidig aber die chirurgischen Messer des Medizinalraths waren, noch viel schneidiger war seine Zunge — seine Kollegen konnten Manches davon erzählen.

Eines Tages nun erhielt der alte Herr ein

Schreiben von einem Freunde und Studien-  
genossen, einem berühmten Badeärzte, worin ihm  
dieser anzeigte, daß er die russische Fürstin  
Scherbatoff, welche sich eine Zeit an dem benach-  
barten Bade Heilborn aufzuhalten gedente, an  
ihn gewiesen habe. Die Fürstin habe einen  
16jährigen Sohn, der etwas rasch in die Höhe  
geschossen und um den sie sehr besorgt sei. Sie  
habe nun den Wunsch ausgesprochen, an einen  
dem Badeorte nahe wohnenden, erprobten Arzt  
empfohlen zu werden, und da habe er natürlich  
gleich an seinen lieben, alten Freund und Corps-  
bruder gedacht. Viel Arbeit mache der Fall nicht  
und zuletzt — seien die russischen Goldstücke auch  
nicht von Stroh. Der alte Pfeffer brummte  
etwas von „Dummheiten“ und „verrückten alten  
Weibern“, legte den Brief in seine Schreibmappe  
und ging seinem Berufe nach, ohne sich viel um  
die russische Fürstin zu kümmern.

Nach ein paar Tagen fuhr ein Wagen vor,  
eine seidenrauschende, geschminkte und duftende  
Dame wurde durch einen Kammerdiener heraus-  
gehoben, und hinter ihr folgte ein langer, dünner,  
sandblonder Jüngling mit wasserblauen Hohl-  
augen, der eine Gesichtsfarbe hatte wie eine  
Mehldüte. Das war die Frau Fürstin und ihr  
Herr Sohn.

Der alte Medizinalrath wurde von ihr mit  
einer Fluth von französischen Worten überschüttet,  
worin sie ihm die Leidensgeschichte ihres Fedor  
haarklein erzählte. Der fürstliche Jüngling war  
ihrer Erzählung nach fast nur Geist — esprit — so  
daß der Körper darunter nothleiden mußte. Er  
war schon mit 12 Jahren der Held des Salons,  
spielte Klavier wie Rubinstein, sang wie Wachtel,  
schrieb wie Puschkin, kurz er war eine seltene Er-  
scheinung. Aber der Körper konnte leider diese  
geistigen Anstrengungen nicht ertragen; der arme  
Fedor war schläferig, empfindsam, magerte ab und  
konnte keine andere Speise vertragen, als in  
Rothwein getauchtes Zuckerbrod.

Der Doktor ließ sie ruhig ausreden und sah  
sich einstweilen den Jungen an, der gähnend  
in seinem Lehnstuhle saß und nahm hie und da  
laut klapsend eine Prieße. Als sich endlich der Rede-  
schwall etwas gelegt hatte, fragte er die erlauchte  
Dame, was sein Freund, der Geheimerath, für  
Verhaltensmaßregeln für die Badekur mitge-  
geben habe. Ach, meinte die trostlose Mutter  
— eigentlich gar keine, keine rechte Kur, das  
bekümmere sie eben. Spazierengehen in frischer  
Berg- und Waldluft, kräftige Fleischnahrung und  
vor Allem — o, Schrecken! — jeden Tag den Genuß  
von ein paar Schoppen Efelsmilch.

Nun, meinte der Medizinalrath, das ist so

übel nicht, bei dem Mittel wollen wir bleiben.  
Ich habe nur noch beizusetzen: lassen Sie das  
Zuckerbrod mit dem Rothwein weg und nehmen  
Sie dafür rohen Schinken und bairisch Bier;  
dann wird's in ein paar Wochen schon besser  
werden. Hab die Ehre zc.

Die Frau Fürstin war nicht sehr erfreut,  
daß der alte Herr so kurz angebunden war; aber  
so sind einmal die berühmten Aerzte, dachte sie,  
das gehört zum Handwerk.

Wenn aber der alte Pfeffer geglaubt, er habe  
sich durch sein schnauziges Benehmen die wohl-  
riechende Russin abgeschaufelt, da war er weit irr.  
Die war zäh! Alle paar Tage hielt wieder der  
Wagen vor des Medizinalraths Haus, und er konnte  
sich nicht einmal verleugnen lassen; denn die  
Fürstin versäumte nie, telegraphisch anzufragen,  
wann der Herr Doktor zu sprechen sei.

Endlich ging dem Alten die Geduld aus.  
So konnte es nimmer weitergehen — er dachte an  
einen Handstreich, den Dämonen zu vertreiben.  
Als nun die fünfte Woche der Badecur umlaufen  
und die Fürstin zum 20. Male bei ihm vorfuhr,  
da brach's los.

Nachdem die Dame wieder in langer Rede die  
ganze Krankengeschichte des schweigsamen Lieb-  
lings heruntergeleiert, schloß sie mit den Worten:

„Um Gotteswillen, theuerster Medizinalrath,  
wie lange soll denn mein unglücklicher Fedor  
diese gemeine Kur noch fortsetzen; wie lange soll  
er diese abscheuliche Efelsmilch noch forttrinken  
— ich bitte Sie, Professor, was soll denn daraus  
werden?“

„Durchlaucht“, sagte der alte Pfeffer,  
„Durchlaucht lassen Sie den Fedor Efel-  
milch trinken, bis ihm die Ohren wachsen,  
und dann soll er die diplomatische Lauf-  
bahn einschlagen.“

Damit hatte der Medizinalrath die Fürstin  
losbekommen, aber auch die Goldvögel, was ihn  
jedoch wenig kümmerte; denn als reicher Mann  
konnte er sich den Luxus der Grobheit wohl erlauben.

### Das gebrochene Herz.

In einem Thalkessel der Boralpen, eine halbe  
Tagreise von der Eisenbahn entfernt, liegt das  
freundliche Dorf Sankt Johann. Das Leben ver-  
läuft dort recht einförmig und still. Nur an hohen  
Kirchenfesten, bei großen Bauernhochzeiten und  
ganz besonders an der Kirchweih wird es lebendig  
im Ort, dann aber auch recht lebendig. Da  
kommen die Leute weit her von ihren einsamen  
Höfen herunter, die jungen Bursche mit ihren  
schmucken, grünen Hüten, die Mädchen in kurz

geschürzten Röcken, blanken Strümpfen und dem kleidsamen schwarzen Kopftuch, die wohlhabenderen Frauen in den soliden Kleidern früherer Zeit, mit der helmförmigen Goldhaube, die sie von der Urgroßmutter ererbt haben, und die Männer in der alten ehrenfesten Bauerntracht. Wie die kleinen Bächlein im Thalgrund zusammenlaufen, so vereinigen sich die Kirchenbesucher oder Tanzgänger auf der Thalstraße beim Dorf zu einem bunten, summenden Menschenstrom, aus dem ab und zu ein helles Lachen von Mädchenstimmen oder ein frischer Tuschler eines muntern Buben auffhallte.

Es war Kirchweih in Sankt Johann. Die Vesper war zu Ende; sie hatte heute für die tanzlustige Jugend viel zu lange gedauert, und obendrein hat es gerade heut noch kommen müssen, daß der Pfarrer andächtige fünf Vaterunser beten ließ für den alten Kogler, der schon lange auf dem Siechbett lag und, wie man sagt, nimmer leben und auch nicht sterben konnte. Um so eifriger drängten sich die Buben aus der Kirche, um so eiliger ging es dem obern Wirthshaus zu, zum Nähfischer, der heuer den Kirchweih Tanz hatte. Nicht lange, und es quiekte die Clarinette, vom Horn und Brummbaß begleitet, und die frohen Paare drehten sich im Tanz mit einem Eifer, als ob das Wohl der ganzen Dorfgemeinde daran hiänge. Die Frauen machten sich langsam auf den Heimweg, um zu Hause nach dem Rechten zu sehen, und die älteren Männer blieben noch eine Zeit im warmen Herbstsonnenschein stehen, sprachen von dem und jenem, von Krieg und Frieden, von Holz- und Kornpreisen, und gingen dann langsam und bedächtig, ins Wirthshaus hinein, um sich zu einem guten Seidel Wein niederzulassen.

Auf dem Tanzboden hatte die Dorfjugend die erste Lust gebüßt; mit gerötheten Gesichtern und glänzenden Augen standen die Buben und die Mädchen und verschnauften; die Geiger und Bläser erquickten sich nach ihrem schweren Dienst durch einen kräftigen Schluck Braunes. Da drängte sich, mit dem Ellenbogen unsanft Platz schaffend, ein hochaufgewachsener Bursche mit hübschem Gesicht aber hochmüthiger Miene nach der Musikantenbank durch, warf dem Wertgarner Franz, der die Clarinette blies, eine Handvoll Münze hin und rief: „Mir einen extra!“ Der Salitererhans war dem Franz kein fremder Kunde; darum ward sofort angestimmt, indeß der junge Mann seine Augen um und umgehen ließ, um die rechte Tänzerin auszusuchen. Manch eine stolze Bauerntochter schaute nach ihm; denn er war ein schmucker Bursche, sein Vater besaß den größten Hof in der Gemeinde.

Mit spöttischem Lächeln schaute er an den begehrlischen Blicken der Bauerntöchter vorbei, trat dann rasch einen Schritt vorwärts, faßte ein blondes Mädchen an der Hand, welches sich scheu hinter seinen Gespielinnen versteckt hielt, und zog es hervor in den freien Raum. Die Binderreserl war keine Bauerntochter, sondern armer Leute Kind; der Vater, seines Zeichens ein Fassbinder, war längst heimgegangen, und die Mutter, die alt Binderin, schlug sich hart genug durch; doch die Reserl that treulich das ihrige, indem sie mit geschickter Hand allerlei Näharbeit und selbst Blumen und sonstige bescheidene Puzsachen verfertigte. Sie hatte darum auch in ihrer ganzen Art etwas Feineres, als die übrigen Dorfmadchen. Was manche Andere für eine große Ehre geachtet hätte, nämlich von dem behäbigen Salitererhans zum Extratanz geholt zu werden, war ihr durchaus nicht willkommen aus mehr als einem Grund. Aber sich dagegen wehren, wäre kindisch und wider alles Herkommen gewesen, und am Ende war es doch immer getanzt. Sie trat darum, wenn auch etwas scheu, ohne weitere Umstände mit dem Saliterer zum Tanzen an, und in wenigen Augenblicken dachte sie an nichts andres mehr, als an den Tanz; so schien es wenigstens. Es war aber nicht ganz so, wie es schien. Von Zeit zu Zeit schaute sie fast ängstlich in den Saal hinein, über die Reihen der Burschen und Mädchen hin, nach der Thüre. Gesah es, weil sie die Bemerkungen hörte, welche die Zuschauer über ihr Tanzen machten, die männlichen lobend, die weiblichen nörgelnd? Erwartete sie jemanden?

Plötzlich wurde sie bleich und gleich darauf roth wie eine Pfingstrose; mit gesenkten Augen setzte sie den Tanz fort; es schien ihr, als wollte derselbe kein Ende nehmen, und von Vergnügen war bei ihr keine Rede mehr. Es war noch jemand im Saal, dem ging es ebenso; auch ihm kam es vor, als wollte der Tanz kein Ende nehmen, und von Vergnügen war bei ihm sicher auch keine Rede; denn wer vergnügt ist, der rollt nicht mit den Augen und beißt nicht die Zähne zusammen und ballt auch die Fäuste nicht. Und das alles that der Dobler Franzl, der eben erst in den Tanzsaal eingetreten war. Der Franzl und die Reserl waren schon lang mit einander einig und hätten sich gern geheirathet, je eher, je lieber. Beide waren arm, doch hätte das Häuschen am Dobel, welches der Franzl mit einer alten Base bewohnte und die paar Neckerchen, die dabei waren, schon eine ordentliche Heimstatt gegeben. Ueberdies war der Franzl ein geschickter und fleißiger Waldarbeiter, der es

nicht nur beim Holzfällen jedem zuvorthat, sondern sich auch auf Wegbau und Waldkultur soweit verstand, daß der Förster lieber ihn als jeden anderen beschäftigte, und so verdiente der Franzl Jahr ein, Jahr aus, ein schönes Stück Geld, war dabei eingezogen und sparsam, und es wäre so weit alles richtig gewesen, wenn der Franzl nur nicht mehr militärpflichtig gewesen wäre. Aber jetzt war seine Zeit um, und in den nächsten Tagen mußte der Abschied kommen, und noch vor dem Advent sollte die Hochzeit sein. Das hatte er sich alles so recht schön ausgedacht, während er von der Forstei, wo er Geschäfte abzumachen hatte, nach dem Dorf ging. Der Förster hatte ihm in sichere Aussicht gestellt, daß es auf mehrere Jahre gut bezahlte Arbeit für ihn geben werde. Durch das Reden dalkber war er allerdings so lange aufgehalten worden, daß er nicht zum Anfang des Kirchweihfestes kam; aber was er der Kesperl mittheilen konnte, war auch darnach, daß sie ihm das Wartenlassen gewiß nicht übel nahm, und er trat mit ungeduldiger Freude in den Tanzsaal und konnte es kaum erwarten, bis er seine guten Nachrichten anbrächte. Aber siehe da, mit dem ersten Blick gewahrt er die Kesperl, tanzend mit dem Salitererhans, und wie tanzend! Da gab es ihm einen Stich ins Herz. Er dachte nicht mehr daran, daß Kesperl den Tanz anständiger Weise gar nicht habe verweigern können, sondern es faßte ihn ein grimmiger Zorn auf die Kesperl, den Hans, auf sich selbst und auf die ganze Welt. Das ist das große Unglück der eifersüchtigen Menschen, daß ihnen so zu sagen das Hören und das Sehen vergeht, und daß sie nur noch die böshafte Stimme in ihrem Innern vernehmen, welche sie zu den unsinnigsten Gedanken und unglücklichsten Thaten antreibt.

Endlich war der Tanz zu Ende. Zaghaft blickte Kesperl nach dem Franzl hinüber; er aber stierte ins Weite, und als sie ihm einen freundlich bittenden Blick zusendete, schaute er mit verächtlichem Lächeln auf die Seite. Der Kesperl war es leid; denn sie hatte den Franzl aufrichtig lieb. Darum drängte sie sich mehr in seine Nähe. Aber so bald er dies gewahrte, machte er sich nach der entgegengesetzten Seite. Es arbeitete etwas in ihm, er mußte sich rächen. Am liebsten hätte er den Saliterer an den Beinen gepackt und zum Fenster hinausgeworfen. Aber das ging doch nicht wohl an; denn der Hans war ein starker Bursche, und Händel mit ihm anfangen hätte die schlimme Folge gehabt, daß die ganze Tanzgesellschaft über den Angreifer hergefallen wäre; hatte doch Hans nichts anderes gethan, als was jeder thun darf, dem seine Mittel einen

Extratanz erlauben. Das sah Franzl auch recht wohl ein; aber Rache mußte er haben. Ja, das war das Rechte; die Kesperl mußte es büßen. Mit einem hellen Fuchzer sprang er zu den Musikanten hin, und Geld hinwerfend rief er: „Setz mir einen Extrigen!“ Jedermann erwartete, er würde die Kesperl holen; aber er nicht. Er schaute im Kreis herum, bis sein Blick auf die Kesperl fiel; dann kehrte er sich jählings um und zog die Wagner-Susi auf den Tanzraum vor und tanzte seinen „Extrigen“ mit solcher lärmenden Lust, daß man sich verwundert darüber ansah, verwundert aus mehr als einem Grund. Einmal: warum hatte er die Kesperl nicht geholt? Man wußte längst, wie die zwei mit einander standen. Und dann warum gerade die Wagner-Susi? Sie war schön, die Susi, schön wie ein Engel; aber es wurde so allerlei gemunkelt, das der Susi nicht gerade zum Ruhm gereichte und zu ihrem Engelsangezicht schlecht paßte. Und gar ein so solider Bursche wie der Franzl! Aber es war einmal so. Und als der Tanz zu Ende war, zog er die Susi ins Nebenzimmer und bestellte mit lauter Stimme Wein, und zwar vom besten, schenkte der Tänzerin ein, stieß mit ihr an, juchzte und johlte, als wäre er der glücklichste Mensch von der Welt. Nachdem er ein paar Gläser Wein hinuntergestürzt hatte, schien's ihm an der Zeit, einmal nach der Kesperl zu schauen, was die für ein Gesicht mache. Er drängte sich in den Saal, schaute um und um, aber wer nicht mehr zu sehen war, war die Kesperl. „Nun“, sagte er für sich, „das hat getroffen!“ Aber gleichzeitig kam ihm die Frage, wohin eigentlich die Kesperl gegangen sei? Er hatte gemeint, sich an ihrer Betroffenheit über sein Benehmen, an ihrem Kummer über die Zurücksetzung weiden zu können. Nun, sie würde ja bald wieder kommen, und da solle sie sehen, daß ihm gar nichts mehr an ihr liege. So mischte er sich unter die Tanzenden, tanzte mit der und jener, und kein Mädchen erinnerte sich, den Franzl je so spaßig gesehen zu haben, wie gerade heute. Von Zeit zu Zeit schaute er nach der Thüre, im Saal herum. Aber die Kesperl war nicht zu erblicken. Nun wurde es ihm doch ein bißchen schwül. Es war so böse ja nicht gemeint gewesen; sie hatte ja nur empfinden sollen, wie es einem gekränkten Schatz zu Muth ist; was er ihr schließlich zu sagen hatte, das mußte doch ja alles wieder gut machen. Aber keine Kesperl kam. Da war ihm bald das Weinen näher als das Lachen; er schaute in den Nebenzimmern herum, er schaute aus allen Fenstern, ging in die untere Stube, ging wieder

hinauf; aber die Kesperl war und blieb verschwunden.

Das hatte seinen guten Grund. Wenn Franzl sie nicht sofort zum Tanze holte, so war das begreiflich; sie sah ein, daß er ärgerlich sein mußte, weil sie mit dem Saliterer getanzt hatte, und die gute Seele ging so weit, daß sie sich Vorwürfe machte, weil sie nicht vom Tanzboden weggeblieben war, bis der Franzl da war; sie wollte ihm das abbitten, sobald sie nur ein ruhig Wort mit ihm reden konnte. Aber als er die Wagner-Susi zur Tänzerin wählte, da hörte auf einmal alle Weichheit, alle Reue auf. Jede Andere hätte ihr keinen Kummer gemacht. Aber die Susi, diese Person mit ihren Taubenaugen und ihrem schlimmen Herzen — an die konnte der Franzl sich wegwerfen! Und was konnte alles noch hintennach kommen? Der Susi war alles zuzutrauen, so oder so. Da litt sie's nicht mehr länger im Saal. Mit Mühe verhielt sie ihre Thränen, bis sie draußen war, und setzte sich unten im Grasgarten hinter dem Haus nieder und ließ ihren Thränen freien Lauf. Große Bitterkeit zog in ihr Herz ein. Der Schall von Clarinette, Horn und Bass mit ihren lustigen Weisen machte ihr den Eindruck, als ob die ganze Welt verschworen wäre, um sie in ihrem Kummer zu verhöhnen, und dazwischen hinein das Lachen der Bursche, unter allen heraus des Franzl Stimme erkennbar — seit Erschaffung der Welt war noch kein Mädchen so unglücklich gewesen wie sie, meinte die Kesperl, und vergoß heiße Zähren. Und der einfältige Franzl, warum schaute auch der nur aus den Fenstern nach dem Grasgarten nicht und sonst aus allen andern? Hätte er es doch gethan und die Kesperl da unten in ihrem Kummer erblickt — es wäre ihm und ihr viel Herzeleid erspart geblieben. Aber es ist eben nicht anders im Menschenleben. Bei allem Kummer und Zorn über Franzl war es der Kesperl doch immer, als müßte er jeden Augenblick in den Grasgarten herauskommen und ihr die Kränkung abbitten — aber der Franzl kam nicht. Der Abend dämmerte schon, und Kesperl ging traurig, tief traurig ihrem Elternhaus zu.

Als im Saal oben die Lichter angezündet werden mußten, wurde der Tanz auf einige Zeit unterbrochen und der Tanzboden mit Wasser besprengt, um den Staub niederzuschlagen. Dies veranlaßte die Tänzer und Tänzerinnen, sich in den Nebenzuben an den Tischen niederzulassen und sich durch Speise und Trank zu weiterem Tanzvergnügen zu stärken. Franzl wußte nicht, sollte er da bleiben oder fortgehn, um die Kesperl

aufzusuchen. Aber das Ausbleiben des Mädchens war von Burschen und Mädchen schon bemerkt worden; was würde man sagen, wenn er ihr nun gar nachlief? „Sie soll hingehen, wohin sie will“ summte etwas in Franzl's Herzen, aber gleich darauf: „Sie wird ja doch wieder kommen.“ Aber Kesperl kam nicht. Da wurde Franzl je länger je mehr unruhig und machte bald sich Vorwürfe, daß er es zu weit getrieben habe, bald gerieth er wieder in Harnisch, konnte aber vorerst seinen Zorn nur am Getränke auslassen. Das ist aber das Schlechteste und Dümteste, was ein Mensch thun kann. Wer in den Zorn hineintrinkt, der spült den Zorn mit dem Wein hinunter; er wird ihn aber nicht los, sondern der Zorn zieht neue Kraft aus dem Wein, und will sein Recht haben und bekommt es auch mit Hilfe des Weins. Der Zorn rächt sich an dem Einen durch Zanksucht, an dem Anderen durch das besoffene Glend, d. h. durch jene weinerliche Stimmung, welcher angetrunkene weicherzige Menschen so gar leicht zur Beute werden. In einem solchen Zustand wird der Mensch wunderbar vernünftig; er ge-



Schon als Keines Mädchen hatte Kesperl ihm an der Kirchhofmauer Gesellschaft geleistet.

winnt eine so gründliche Einsicht in seine eigenen Fehler und Gebrechen, daß er im Stande wäre, eine Generalbeicht abzulegen, welche sein ganzes Leben von den ersten Kinderjahren an umfaßte. Auch an der nöthigen Reue und Absicht zur Besserung fehlt es in so einem Stündlein nicht, und so ein Stündlein hatte der Franzl, als er durch die Nacht seinem Hause zuwandelte. Ach wie erschien ihm doch die Kesperl als die lautere Liebe und Güte von jeher; schon als kleines Mädchen war sie ihm gut gewesen und hatte manches halbe Stündchen ihm Gesellschaft geleistet an der Kirchhofmauer, wenn ihn sein Ministrantendienst bei der Kirche festhielt; und wie hatte sie später treu an ihm gehalten und reiche Bewerber abgewiesen, wie hatte sie ihn heute angeblickt, so fromm, so demüthig wie ein Heiligenbild, so lieb, wie eben auf der ganzen Welt gerade nur die Kesperl blicken konnte. Und er, wie hatte er sich aufgeführt? Es lief ihm heiß und kalt den Rücken hinab; denn beim Licht betrachtet, hatte er dumm gehandelt, dumm, wie ein rechter Trottel, die Kesperl gekränkt und mit der Susi getanzet, die ein Bursch wie er nicht einmal mit einem Steckerl anrühren sollte. Es ist schon gut, wenn der Mensch zur Erkenntniß kommt, daß er dumm gehandelt hat. So auch bei Franzl. Was er heute gethan hatte, erschien ihm viel schlechter, als es wirklich war, und er nahm sich vor, noch heute um jeden Preis sich mit der Kesperl auszuföhnen, ach was, ausföhnen? um Verzeihung bitten, alles wollte er thun, um nur sein Vergehen zu sühnen.

Sein Weg führte ihn nicht ferne von Kesperl's Elternhaus vorüber. Sie mußte jetzt daheim sein, und er kannte ihr Fenster wohl, war er ja schon oft genug in stiller Abendstunde dort gestanden und hatte trauliche Reden getauscht. Als er auf das Häuslein zukam, war kein Fenster erleuchtet; er wußte nicht, war das ein gutes Zeichen oder ein schlechtes. Am Ende war Kesperl doch wieder ins Wirthshaus gegangen — nun dann geschah es ja ihm zu lieb. In dem er weiter schritt, sah er, wie Kesperl's Fenster hell wurde; sie trat offenbar mit einem Licht in die Kammer. Dies sehen, und einen hellen Zuchzer ausstoßen, daß Thal und Halde wiederhallten, war eins. Aber, o weh, im selben Augenblick erlosch das Licht, und er war nahe genug, um zu hören, daß die Fensterflügel heftig zugeschlagen und geriegelt wurden. An den Staketen des kleinen Gärtchens vor dem Haus stehend, rief Franzl nochmals mit halbblauer Stimme: „Kesperl! Kesperl!“ Aber drinnen rührte sich nichts. Es war wunderbar still hier oben. Nur leise zog der Nachtwind

durch die Wipfel der Edeltannen; ein kleines Brunnlein rieselte in der Nachbarschaft — sonst weit und breit kein Laut, nicht einmal das Bellen eines fernen Hundes, und drüber der herrliche Sternenhimmel mit seinen tausend und tausend glitzernden Lichtlein. Bei aller seiner Sorge kam es über Franzl wie ein Gefühl der Andacht, und er schaute sich fast, sein Anrufen zu wiederholen. Doch er wollte ja nur gut machen, was er gefehlt hatte, und so rief er abermals. Wieder keine Antwort. Nur der Wind strich etwas stärker das Thal herauf, und Franzl muß sich getäuscht haben, als er vorhin meinte, das Fenster werde verriegelt; ein Flügel fährt, wahrscheinlich vom Wind gestoßen, auf. Wiederholtes Rufen. Kesperl muß in ihrer Kammer sein und muß ihn nun bei geöffnetem Fenster auch hören, denn daß sie schon schlafen sollte, ist nicht denkbar. Aber doch keine Erwiderung des Rufs; Kesperl zeigt sich nicht am Fenster, ruft nichts heraus, weder etwas Böses, noch etwas Gutes. Dem Franzl kocht der Zorn wieder auf; ein Fluch stieg ihm auf die Zunge — aber er brachte ihn nicht heraus; war die weiche Stimmung noch zu stark, oder scheute er sich, die heilige Stille der Nacht durch gottlose Worte zu entweihen! Einen Augenblick sah er rathlos um sich. Wie wäre es, wenn er die Sache kurz abmachte und sich zum Fenster hinaufschwang? Er überlegte eine Zeit lang; sein Herz schlug, daß er es pochen hörte, — da tönte von der Landstraße herauf Singen und Gelächter; er glaubte Susi's Namen zu vernehmen, ihre Stimme zu erkennen, und mit einem „Himmel Sakra! Pui Deiß!“ kehrte er sich, auf den Boden stampfend, ab und ging eine Weile hin und her. Schnell wie der Gedanke gekommen war, war er auch wieder verflogen; es war nicht der rechte gewesen. Aber bis zum jüngsten Tag konnte er auch nicht hier stehen. Es mußte etwas gethan werden. Vielleicht, wenn er klopfte und auf alle Gefahr hin die Mutter weckte, der konnte er ja alles sagen, und die würde auch der Kesperl zureden. Aber die alte Frau hatte einen harten Schlaf; denn sie war schwerhörig, und er hätte die Thüre oder den Laden einstoßen können und sie wäre am Ende doch nicht erwacht. Nein, das ging auch nicht; zudem, wenn die Kesperl wirklich und in allem Ernst nichts mehr von ihm wissen wollte? — eine solche Abweisung wollte er sich doch ersparen. Und droben in Kesperl's Kammer rührt sich immer noch nichts. Da wurde es dem Franzl wie ein paar Stunden zuvor der Kesperl; auch er gewann die feste Ueberzeugung, so einen unglücklichen Menschen habe es seit Erschaffung der Welt nicht gegeben. Und er

setzte sich müde und zerschlagen an den Rain und weinte bitterlich. Aber damit war die Sache nicht zu Ende zu bringen. Er rief wieder Kesperl's Namen und beschwor sie um aller Heiligen willen, doch nur wenigstens ein Zeichen zu geben, daß sie ihn anhören wolle; er sehe es ja ein, daß er Unrecht gehabt, und es sei ihm bitter leid darum, und er wolle ja alles thun, und so kam er recht in den Zug und beichtete und flehte. — aber keine Antwort, noch Erhörung. Jetzt hatte er alles gethan, und alles war umsonst gewesen. Es wurde ihm unheimlich in dieser hartnäckigen Stille. „Nun, wenn's denn nit anders ist, Du sollst's vor unserm Herrgott verantworten, wenn was Schlimmes geschieht; Dich wird's reuen!“ rief er mit schluchzender Stimme, — und es war ihm sehr Ernst damit, und er meinte, hinter seinem eigenen Sarge herzugehen und den guten Franzl zu beweinen. Er ging fort und seine Schritte verhallten allmählich in der Ferne, und das Brännlein rieselte, und die Edeltannen flüsterten, sonst war alles still und drüber flimmerte der Sternenhimmel mit seinen tausend Lichtlein.

Und die Kesperl? Die lag noch in ihrem Sonntagsstaat vor ihrem Bette auf den Knien und barg ihr Gesicht in den Kissen, um ihr Weinen zu ersticken; denn es war aus, alles aus. Sie hatte den Franzl kommen hören von weitem, und ihr Herz hatte freudig geklopft; aber als er näher kam, fiel es ihr mit ganzer Gewalt auf die Seele, was er ihr heute angethan. Wer weiß, kam er nicht gerade von der Susi her, mit welcher er so lange getanzt und schön gethan hatte; der Gedanke schien ihr zwar unaussprechlich garstig und sie wollte ihn von sich weisen, aber er wich nicht. Sie hätte ihm jede Andere verzeihen können, aber gerade Die! Kesperl gehörte nicht zu den zungensfertigen Mädchen, sonst hätte sie die Gelegenheit zur Rache benützt, dem Franzl einige recht schneidende Antworten zu geben, ihr Fenster zugeschlagen, und sich seines Wiederkommens am nächsten Abend getröstet. Aber das half ihr ja nicht; es war alles aus und mußte aus sein; gerade, weil sie den Franzl so aufrichtig lieb hatte, schien ihr eine Ausöhnung unmöglich; denn er hatte sich zu tief heruntergegeben. Tief fühlende Menschen haben in jungen Jahren eine gewisse Freude daran, sich recht unglücklich zu fühlen; es ist, als ob die gewöhnlichen Erlebnisse eines Menschenkindeß für sie nicht ausreichten, und als ob ihnen recht Unglaubliches und Unerträgliches zu Theil werden müßte. Kesperl hörte recht wohl Franzl's Bitten und Selbstanklagen, und es that ihr

wohl, ihn so reuig zu finden — aber es stand fest, sie mußte ehrlich gegen Franzl sein, es mußte zwischen ihnen alles aus und fertig sein. Wenn sie trotz Franzl's Bitten kein Zeichen gab, so geschah dies nicht, um ihn erst recht bitten zu lassen und dann wieder in Gnaden aufzunehmen; sondern sie war wirklich fest überzeugt, daß sie von ihm für immer geschieden sei! Und das that ihr schmerzlich leid, aber zu ändern war es nicht, selbst nicht durch Franzl's Unglück verheißende Abschiedsworte. Es war ihr, als wäre sie zu einem Stein verzaubert, und es that ihr jeder der verhallenden Schritte Franzl's weh im Herzen.

Junge Menschenkinder fühlen lebhafter als die Alten, und sie bringen es fertig, namenlos unglücklich zu sein; aber sie haben dafür auch den Vorzug, sich in den Schlaf weinen zu können, und dann von allem Kummer und Herzeleid recht gründlich auszuruhen. Am lichten Morgen sieht vieles besser aus als am Abend zuvor, freilich nicht selten auch viel schlechter. Und das letztere war bei Kesperl der Fall. Als sie nach einem gesunden festen Schlaf erwachte, schien ihr der helle Tag in die Kammer, und sie fühlte sich recht frisch und munter; aber im nächsten Augenblick fiel ihr der Sonntag ein mit allem, was er gebracht hatte und insbesondere Franzl's Abschiedsworte. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß er sich ein Leid angethan haben könne; was hätte sie nicht darum gegeben, wenn sie ihn nicht so ganz ohne allen Trost hätte ziehen lassen. Heute beim Sonnenlicht schien ihr sein Verhalten bei weitem nicht mehr so unverzeihlich als in der Nacht zuvor; er hatte nicht schön gehandelt, aber er war auch erzürnt gewesen, und im Zorne thut ein sonst rechter Mensch viel, was ihm hintennach nicht lieb ist. Es traf sich gut, daß heute Arbeit im Freien gethan werden mußte; da konnte Kesperl nicht brüten und nachsinnen, sondern mußte sich rühren, und in der That wurde sie durch die Arbeit aufgerichtet. Franzl würde, so hoffte sie, am Abend wieder kommen, und sie werde ihn dann gar nicht zu Wort kommen lassen, und ihm sagen, es solle alles vergeben und vergessen sein. Daß Franzl nimmer kommen würde, oder gar daß er nimmer kommen könne, das kam ihr bald gar nicht mehr in den Sinn, und gegen Mittag war sie so getröstet, daß sie bei ihrer Arbeit ein Liedlein vor sich hin singen konnte. Da wurde sie von dem Fußpfad herüber bei Namen gerufen; es klang fast wie Franzl's Stimme; sie ließ den Rechen fallen und eilte dem Baun zu, — leider war es der Franzl nicht, der de..

Pfad herabkam, sondern ein junger Walda-beiter, den sie nur so vom Sehen kannte. Er fragte, ob der Franzl nicht hier sei. Sie wollte eine solche Zumuthung mit Entrüstung ablehnen; aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge, als der junge Bursche ihr sagte, es sei sein Ernst, der Förster habe den Franzl als gewiß auf heute Morgen sieben Uhr in das Klosterschacherl bestellt, und der Franzl sei nicht gekommen; er solle ihn jetzt suchen, und sei drüben im Dobl gewesen, habe aber den Franzl nicht gefunden, der sei die ganze Nacht nicht heimgekommen, und die alte Base wisse nichts von ihm; sie habe ihn seit gestern nach dem Essen mit keinem Aug mehr gesehen. Da schoß der Kessler alles Blut zum Herzen; sie stand regungslos wie eine Marmorssäule; also doch! Es war ihr, als ob die Sonne am Himmel auslöschte. Der Bursche sah sie verwundert an und ging dem Dorf zu, um den Franzl dort zu suchen. Die Kessler trugen ihre Füße nimmer. Sie setzte sich auf das Bänklein neben der Hausthüre, um ihre Gedanken zu sammeln. Am liebsten wäre sie in den Wald gerannt, hätte gesucht und gerufen, bis sie ihn gefunden hätte. Ja gerufen, das hatte er in der Nacht zuvor auch um sie; sie hatte ihn rufen lassen und nicht geantwortet und hatte ihn dadurch zur Verzweiflung getrieben. So saß sie lange starr vor sich hinbrütend. Schulkinder gingen vorbei auf dem Heimweg nach einem benachbarten Hof; die sprachen eifrig miteinander, und sie entnahm aus deren Gespräch, daß niemand wisse, wo der Doblfranz sei; im Wald, nicht weit von der Klamm, habe man einen Hut gefunden, der sei wahrscheinlich des Franzls Hut, und es sei wer weiß was für ein großes Unglück geschehen. Als Kessler dies hörte, stürzte sie mit einem Wehschrei in das Haus hinein. Die Mutter kam aus der Küche und fragte ganz erschrocken, was es denn gäbe. Kessler erzählte ihr in Hast, was vorgegangen war, und welches schreckliche Leid auf ihr liege. Die alte Frau schüttelte den Kopf; so arg werde es nicht sein, vielleicht habe der Franzl in den Zorn hinein getrunken und liege irgendwo, seinen Rausch auszuschlafen, Kessler solle nur ruhig sein. Kessler war ruhig; denn sie wollte mit der halb tauben Frau nicht rechten, und sie selbst wußte ja am besten, daß Franzl nicht wie ein betrunkenener Mann gesprochen hatte. Doch sie mußte sich in Geduld fassen, die Mutter konnte am Ende doch recht haben. Aber warum war der Franzl denn nicht heimgegangen? Das Herumziehen durch die ganze Nacht, oder Ausschlafen in einem Heustadel war doch sonst seine Sache nicht. Der Nachmittag verging in

hangen Sorgen; so oft sich Tritte in der Nähe des Hauses hören ließen, eilte Kessler ans Fenster; sie meinte jeden Augenblick, die Wahre sehen zu müssen, auf der man seinen Leichnam vorübertrüge. So wurde es Abend; als bei sinkender Sonne vom Kirchturm herüber das Angelus läutete und darauf wie gewöhnlich das Läuten der kleinen Glocke für die armen Seelen folgte, da litt es die Kessler nicht mehr daheim, sie mußte Kundschaft, Gewißheit, oder wenigstens Rath und Trost suchen. Aber bei wem?

Ogleich unsere aufgeklärte Zeit nicht gern mit Propheten zu thun hat, so ist das Prophetenwesen doch keineswegs ausgestorben, und in großen und kleinen Städten gibt es noch solche. Die St. Johanner hatten eine Prophetin, die alte Kräuterliesel. Sie that zwar öffentlich nicht dergleichen, aber wer in den Fall kam, ging zu ihr und selten vergebens. Sie hatte auch ein Traumbüchle und konnte die Karte legen und aus dem Kaffeesatz weissagen; das that sie aber nur in besonderen Fällen und gegen besondere Vergütung. Zu ihr ging Kessler, aber nicht gerne; denn auch leichtfertige Dinger wie die Susi hatten dorthin ihren Weg. Aber was thut man nicht in einer Bedrängniß wie die ihrige? Die Alte ließ sich den Fall ausführlich berichten. Mit den Karten und dem Kaffeesatz, wie Kessler meinte, wäre nichts zu machen. Aber ein anderes Mittel gäbe es, das ganz sicher sei. Sie gab dem Mädchen ein Herz von rothem Wachs, das mußte am andern Morgen mit Sonnenaufgang unbeschrieben unter dem großen Kronawettbaum auf dem Freithofberg eingegraben werden, aber unbeschrieben und beim ersten Sonnenstrahl. Und wenn dann Kessler einen Zweig von dem Kronawettbaum über Nacht unter ihr Kopfpolster legte — aber wiederum unbeschrieben, so sah sie im Traume den Franzl, wo er war. Achtgeben mußte sie auf das Herz; zerbrach es oder würde es sonst verletzt, dann war großes, unvermeidliches Unglück gewiß. Mit andächtigem Schauer empfing Kessler diese Weissagen. Es wäre ihr freilich lieber gewesen, wenn sie sofort hätte erfahren können, wo der Franzl war; aber die Prophetin hatte gesagt, es gäbe kein anderes Mittel.

Kurz nach Mitternacht machte sich die Kessler auf den Weg, denn bis zum Kronawettbaum auf dem Freithofberg waren es drei Stunden, und obgleich die Sonne ziemlich spät erst aufging, mußte sie doch darauf Bedacht nehmen, daß sie niemand begegnete und sie ihr Werk unbeschrieben verrichten konnte. Der Weg wurde ihr nicht wenig sauer; der jähe Aufstieg, die Angst um den Franzl, die Sorge, angesprochen zu werden, das

Bedenken, ob nicht Hexerei im Spiele sei; denn der Freithofberg stand im Nuße wie der Blocksberg — alles das machte ihn zu einem rechten Marterweg. Aller Sicherheit halber trug sie das Herz vorsichtig in der Hand und wandte keinen Blick davon. Schon war sie dem geheimnißvollen Baum nicht mehr ferne, da erhob sich ein heftiger Wind, der ihr das Gehen gar sehr erschwerte. Wie sie so sich im Sturm vorwärts arbeitete, glitt ihr Fuß über einen losen Stein, sie fiel zur Erde, und das rothe Herz zerbrach in hundert Scherben. Vor Furcht und Schrecken ganz starr, konnte sie sich kaum erheben. Jetzt war es sicher, der Franzl war verloren. Da fiel ihr ein, daß es am Ende doch ein gottloses Hexenwerk war, was sie hatte unternemen wollen; das Brausen des Windes kam ihr vor, wie die Stimme böser Geister, die ihren Tanz um den Kronawettbaum hielten. Von Entsetzen ergriffen, raffte sie sich auf und rannte über Stock und Stein den Berg hinab. Nicht lang; denn bald stolperte sie über einen großen Stein, fiel nieder und rutschte an einer steilen Stelle ein paar hundert Fuß hinunter — zum Glück ohne Schaden. Aber wie jetzt den Weg finden? Es blieb ihr nichts übrig, als zu warten, bis es heller wäre. Es war eine bittere Stunde; zu allem Leid und Kummer auch die Gewissensbisse wegen der versuchten Zauberei und die Angst vor den bösen Geistern. Sie betete alle ihre Gebete durch, und war sie fertig, so fing sie wieder von vorn an — unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß sie sogar beinahe den Franzl vergaß. Endlich brach der Tag an, und sie konnte daran denken, den Weg zu suchen. Sie stieg langsam und vorsichtig an der Berglehne hinab, und sah bald von fern ein Strohdach, auf welches sie zuging. Es war das Wirthshaus „zum Birrhahn“, drei gute Stunden von St. Johann entfernt, aber von Wirthsleuten gehalten, welche der Kessel bekannt waren. Hier konnte sie ausruhen und Stärkung erlangen. Als sie in die Küche eintrat — in die Wirthsstube zu gehen, nahm sie Anstand — und ihr bleiches Gesicht von der hellen Herdflamme beleuchtet wurde, schrie die am Herd stehende Wirthin fast erschrocken auf: „Kessel, bist du es oder ist's dein Gespenst? wie hast' mich erschreckt! Du kommst g'wiß wegen'n Franzl“, fuhr sie beruhigt fort, als sie die Sicherheit hatte, zu Kessel und nicht zu deren Gespenst zu sprechen; sie sollte sich nicht zu sehr drob grämen, so etwas käme ja schon vor, es werde auch wieder zu etwas gut sein. Zum Tod erschrocken rief Kessel: „Was ist's mit'n Franzl? wo liegt er?“ „Nur

staat, nur staat“, gab die Wirthin zurück, sie solle erst ein Schüsserl Kaffee trinken und sich stärken, es sei dann noch immer Zeit, sie solle sich nur fassen. Immer fester überzeugt, daß man den Franzl irgendwo im Wald todt gefunden und vorläufig im Birrhahnwirthshaus niedergelegt habe, begann Kessel laut zu wehklagen und zu fragen, wo der Franzl sei, sie wolle ihn wenigstens noch einmal sehen. Die Wirthin begriff das alles nicht und redete ihr zu, ihr Unglück mit Ergebung in Gottes Willen zu tragen. Aber das war vergebens; Kessel klagte und jammerte, daß es herzbrechend anzuhören war. Die Wirthin brummte etwas wie „narrisch's Leut“ und wandte sich ihrer aufsiedenden Milch zu, — und in dieser wichtigen Sorge wagte Kessel nicht, sie zu stören, sondern begnügte sich, still zu weinen. Da ging die Küchentüre auf, und herein trat der Franzl, bleich, übernächtigt. Sie eilte ihm entgegen, faßte ihn



um den Hals und weinte und schluchzte so erbärmlich, daß auch dem Franzl das Wasser in die Augen kam. Er wollte sie trösten, allein sie schloß ihm den Mund, es sei ja alles wieder

gut, er solle sie nur wieder lieb haben. Die Wirthin stand lachend hinten dran; das habe der Franzl wahrlich nicht verdient, gestern habe er den ganzen Tag mit zwei andern Burschen getrunken und gespielt bis heut Morgen um eins, und jetzt sei er drin gelegen auf der Ofenbank und habe seinen Rausch ausgeschlafen, und es habe sie Wunder genommen, was die Kesperl so schrecklich habe thun können; schön habe der Franzl nicht gehandelt, aber Kirchweih sei Kirchweih. Kesperl erzählte ihr, was seit Sonntag vorgegangen war, und verschwieg auch die Geschichte mit dem Herzen nicht, welche die eigentliche Ursache ihres Hierherkommens war. Ihr Lebtag wolle sie daran denken, wie die Kräuterdiesel sie hinters Licht geführt hat. „Im Gegentheil,“ sagte der Franzl, „die ist schuld, wenn alles gut wird. Wärst nicht herkommen, so wär ich jetzt auf dem Weg in meine Garnison; in St. Johann hätte ich mich nimmer blicken lassen.“ Er habe, fuhr er fort, sich nach langem Umherstreifen im Wald entschlossen, in seinem Regiment einen Einstand zu nehmen, und da habe er hier im Wirthshaus lustige Kameraden gefunden, mit denen habe er sich noch einmal recht wohl sein lassen, und wäre die Kesperl nicht gekommen, so wäre er noch heute zu seinem Regiment gegangen. So hatte also das wächsene Herz der alten Kräuterdiesel doch seine Wirkung gethan, freilich nur dadurch, daß es gebrochen war. Vier Wochen darauf führte Franzl die Kesperl als seine eheliche Hausfrau in sein Häuslein am Döbel.

### Treffende Antwort.

In einem regnerischen Samstag Nachmittag saß die Mannschaft auf Stube Nr. 15 eifrig mit Pugen beschäftigt, theils um den langen tannenen Tisch, dessen Platte zur Schonung herumgedreht war, theils, weil Bänke und Schemel nicht für alle ausreichten, auf ihren schmalen eisernen Betten. Die Luft in der Stube war gerade keine reine; es war ein wunderbar Gemisch von Tabaks-, Weißerde- und Stiefelschmierdüften, mit einem Worte die ächte „Kasernenmaienluft.“

Allein das störte die wackern Bursche nicht, welche mit fabelhaftem Eifer ihre Bürsten und Knopfscheeren handhabten und dazu das ewig schöne Lied sangen: „Du strahlenloses Mädichen wie kommst du in den Waaald — hinein.“

Nur einer sang nicht mit. Das war der Musketier Johann Jakob Schäufole von Kasenmoos, der auf seinem Bette sitzend, seinen Helm vogel blank summelte und dabei aus seiner Pfeife — notabene ein Geschenk von seiner Marei —

mit Hochgenuß Porto caserno oder sogenannten „Majorstabaß dampfte, an dem ein Tambour zu Grunde geht“. Der Schäufole sang nicht; denn einmal konnte er den Mund nicht öffnen, weil er mit den Zähnen die geliebte Pfeife halten mußte, und dann war ihm 's Herz schwer — seine Gedanken waren in Kasenmoos beim Mareile.

Da plötzlich ertönte der laute Ruf: „Achtung“. Der gestrenge Herr Hauptmann trat in Begleitung des Feldwebels in die Stube, und wie das Donnerwetter fuhr Alles von den Sitzen und die Mannschaft stellte sich vor ihren Bettstätten auf. Auch unser Johann Jakob Schäufole war von seinem Sitze emporgeschneilt, hatte die Pfeife aus dem Munde gerissen und stand bolzengerade, die Hände an der Hosennaht anliegend, am Fußende seiner Bettstatt. —

Prüfend flog das Adlerauge des Herrn Hauptmann, verstärkt durch einen goldenen Zwickel, über die Mannschaft, spähend, ob er nicht einen entdeckte, der gefrevelt gegen die heil. Befehle des Kasernendienstes. Lange äugte er vergebens nach seiner Beute. — Da fiel sein Herrscherauge auf unsern Johann Jakob Schäufole. Was erblickte er da? Ein Lächeln, grünlich wie die Sonne zwischen Gewitterwolken, zog über sein, schon etwas vom Zahne der Zeit mitgenommenes Junggesellen-Anltz.

„Alle Schoßschwerenoth“ — brüllte er den armen Schäufole an — „Alle Schoßschwerenoth, wie kommt der Kerl dazu, seine brennende Pfeife auf das Commißbett zu legen. Weiß der Kerl nicht, daß das im Reglemang strengstens untersagt ist?“

„Zu Befehl“, war die einzige Antwort, die der biedere Johann Jakob herausbrachte.

„Also der Kerl weiß es und thut es doch. Nun verfluchter Zackermenter, warum darf der Mann seine brennende Pfeife nicht auf's Bette legen?“

Der Johann Jakob stockte mit der Antwort.

„Will der Kerl wohl antworten — warum darf das nicht geschehen. Heraus mit der Antwort!“

Da faßte sich der Johann Jakob Schäufole ein Herz und sprach die „geflügeltsten Worte:“

„Daß bei Saft in's Röhrle kummt — Herr Hauptmann.“

### Das abgehärtetste Geschöpf.

Es gibt ein wildes Thierchen,  
Das keine Kälte scheut,  
Und hat doch keine Haare  
Und auch kein Federkleid.  
Kannst Du das Thierchen nennen? —  
Es ist der Floh, — Warum? —  
Er läuft im strengsten Winter  
Im bloßen Hemd herum.

### Es isch nümme, wie almig.

Etwas vom alten Hebel und vom alten Adlerwirth.



Es isch nümme, wie almig, pflegte der alte Prälat Hebel zu sagen, und es klang schier wie ein Stoßseufzer aus seinem Herzen, wenn ein ebenfalls alter Duzkamerad oder sonst ein guter Freund aus dem Oberland ihn heimsuchte in seiner Prälatenwohnung — es war das freilich kein Palast — und das Gespräch kam dann auf die schönen, alten Zeiten im Oberland „es isch nümme, wie almig!“

Natürlich, der liebe Hebel war ja jetzt nicht mehr Lörracher Präceptoratsvikari, dem einst der blaue lachende Oberländer Himmel voll Geigen gehangen, und dem, trotz kleinen, ärmlichen Einkommens, das Herz voll Lust und Leben und die Tage voll abwechselnder Freuden und Wonnen waren. Wohl blinkte die Sonne noch hell und lustig, wie vor Zeiten; wohl zwitscherten und jubilirten die Vögel noch wie ehemals, daß es eine Pracht war. Aber wenn der alte kränkeldnde Herr Prälat morgens aufstand und in seine Schreibstube trat, da lagen Tag für Tag auf seinem Tisch Berge von Kirchen- und Schulakten; die wollten durchgearbeitet sein. Und es war so still und einsam um ihn her; er stand allein im Alter, ohne Frau, ohne Kinder, ohne Verwandte, ohne eigen Haus oder Häuslein; sein bischen Erspartes war in dem Bankerott eines untreuen Freundes verloren gegangen; da war freilich Müß und Arbeit dem Mann, der den Siebenzigen zunging, noch das Beste am Leben,

und er waffnete sich Tag für Tag mit christlicher Geduld und mit seiner Meer-schaumpfeife, der lieben, alten, zum Kampf gegen Altersbreiten und Schwermuth. Da mochten seine stillen Gedanken dann und wann einen Abstecher machen vom Karlsruher Schreibtisch aus, und schneller fliegen, als heutigen Tags der schnellste Courierzug rheinaufwärts zu den sonnigen, sattgrünen Rebhalden des Marktgrälerlandes; da schwebte sein Sinn wieder wie ein junger Vogel über die smaragdnen, blumenreichen Matten und durch die himeligen Tannen- und Buchenwälder der Wiesenthalheimath; da schlenderte er wieder durch die trauten Dorfgassen und klopfte da und dort an die Fensterscheiben eines befreundeten Pfarrhauses, wo er einst so viel Schönes und Liebes erlebt! Ach, leider war manches liebe Haus schon ausgestorben, seit er Abschied genommen im Jahr 1791 als neuernannter Hofsubdiaconus in Karlsruhe; auch die Freunde fast alle hatten ihre Quartiere indessen gewechselt, so viel oder wenig noch am Leben waren. Nur seine Jugendgeliebte lebte noch in Weil, aber auch nur als ein altes, fränkliches Jüngferlein mit mancherlei Breiten behaftet, wie er selber. Derselben schrieb er ein Jahr vor seinem Tod: „Sie haben mir auf einen Gedanken geholfen. In noch fünf Jahren bin ich siebzig. Alsdann bitt' ich um mein Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekantlich in Basel daheim vor dem Sandehansfemer Schwibbogen das zweite Haus. Selbiges Häuslein kauf ich mir dann um ein paar Gulden — aber ich bin kein Bürger — also miethe ich es, und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten ziemt, in die Kirchen und die Betstunden und schreibe fromme Tractätlein, und wandere am Nachmittag nach Weil, wie der alte Stichelberger zum Schaf.“

Nach solchen Abstechern in Gedanken und auf dem Briefpapier kehrte der alte Herr wieder zurück zu seinen Akten. Wenn er aber auch siebzig geworden wäre und wär nach Basel gezogen zum Sandehansfemer Schwibbogen, und von da alle Tag hinaus nach Weil, es wäre doch nimmer gewesen, „wie almig.“ Das Jahr drauf aber hat man ihn zu Grabe getragen auf den Schwefinger Gottesacker, und wieder fast zwei Jahre darauf ist seine

Gustave, die Weilemer Pfarrjungfer, zur Ruhe gelegt worden neben dem Gottesackerthor zu Weil, und die Zwei haben einander erst dort droben wieder gesehen.

„Es isch halt nümme, wie almig!“ ist ein Sprüchlein, das man im Oberland aus dem Mund vieler älteren Leute immer wieder zu hören bekommt. Leider klingt's heutzutage meistens nicht so harmlos, wie bei Hebel, ist nicht ein Seufzer um entschwundenes Jugendglück, sondern es entstammt häufig falscher Beurteilung der Gegenwart. Mancher sagt's mit einem Zorn und Blick, als wollte er unserm Herrgott den Meister zeigen. Wenn ein Alter eben nur noch auf einem Zahn beißen kann oder auf gar keinem mehr, oder das Zipperlein plagt ihn, oder sonst ein Gebrest, da hilft nichts, als sich schicken in's Alter. Und wenn's mit dem Wein fehlt oder der Frucht, oder der neue Steuer- und Umlagzettel kommt in's Haus und ist noch etwas gefalzener als im letzten Jahr, da muß an der schlechten Zeit der Eisenbahnrauch schuld sein und die Juden oder der Unglauben, oder gar die Preußen und der Bismarck.

Da hab' ich allen Respekt vor dem alten Adlerwirth, des jetzigen Adlerwirths Schwäher. Der sagt auch manchmal: „Es isch nümme, wie almig!“ Aber er hat seine besondere Meinung dabei und zwar die rechte. So alte Leute gibts nicht viel, und wenn der Hausfreund im Adler ein Schöppli trinkt, so werden leicht zwei draus, wenn sich der alte Adlerwirth zu ihm setzt und sie kommen in's Plaudern. Ein heurig Gäslein ist selber Alte nicht mehr. Unterm ersten Napoleon hat er zwar nimmer gedient; aber die Kosaken denken ihm noch „als kleines Büblein“. Anno Dreißig ist er in Paris gewesen als Küfer und hat in der Julirevolution dort den König Scharl Dus absetzen und den Lui Filipp aufsetzen helfen; es sei einer ein Strolch gewesen, wie der andre, sagt der Adlerwirth.

Wenn nun so manchmal in der Wirthschaft die Leute die alte Zeit loben und sie herausstreichen über den Schellenkönig, und schimpfen und wettern über die gegenwärtigen Zeitläufte, so daß der Petrus im Himmel das Himmelsthor dreifach verriegelt und alle Engel vor Grausen die Flügel schütteln: dann läßt sie der alte Adlerwirth zwar immer den Kropf ausleeren. Aber wenn's ihm zu dick kommt, da steht er auf und sagt: „Und 's isch halt doch nümme wie almig!“ und das hat einen Ton, nicht wie ein Stoßseufzer, sondern wie ein Trummpaus; er kann dann erst recht in Harnisch kommen:

„Wollt ihr etwa wieder leibeigen werden und Herrenfrohnnden thun, wie unsre Väter und Groß-

väter? Wollt ihr wieder den Zehnten geben von allem, was wächst in Reben, Feld und Matten, oder fallt im Stall? Rechnet einmal, ihr Es.,



hätt' ich bald gesagt, wie wenig der Bauer mit seiner Steuer an den Staat bezahlt gegen früher, und laffet euch einmal genau vorrechnen, was die Amtleute einnehmen und ausgeben! Sind auch die Umlagen größer, so ist früher viel veräußert worden an Weg und Steg in den Dorfschaften und jetzt nachzuholen, und wenn euch je der Oberamtmann mehr aufladen will, als nöthig ist, so thut's Maul auf und wehret euch. Rom ist auch nicht in einem Jahr erbaut worden.

Gute und schlechte Jahre aber haben immer miteinander abgewechselt, so lang die Welt steht, und im neunundachtzig Winter sei auch eine Kälte gewesen, daß im ganzen Efringer Bann nur noch ein paar Bäume übrig geblieben seien, und die Reben sind auch alle verfroren selbigmal.

Und was scheltet ihr über die Juden? Du weißt doch, Hansjörg, wenn du deine Hand legst zwischen Hammer und Ambos, und der Schmied schlägt zu, daß es dich die Hand kostet oder ein paar Finger. Und wenn du nun weißt, der und der Jud schmiert dich an, und du machst doch einen Handel mit ihm und nimmst doch Geld von ihm, so geschieht's dir recht. Hast du aber nichts mit ihnen zu schaffen, so kannst du unter ihnen auch auf's Pfund ein oder zwei Loth ehrliche Leute finden.

Und was schimpft man schon wieder über die Preußen und den Bismarck? Gelt, im siebenziger Jahr da sind sie euch recht gewesen! Wollt

ihr wieder die alte Eigenbrätlerei und die Bumbiswirthschaft und die Franzosenangst?"

Dann spielt der alte Adlerwirth seinen Haupttrumpf aus; er holt nämlich eine alte Kanonenkugel, sechs Pfund schwer, aus der Kammer und zeigt sie.

„Luegt“, sagt er, „derengattige Bohnen haben die Franzosen Anno sechsundneunzig in unser Ländli gfaet. Muthwilligerweis haben die welschen Rekruten von der Artillerie von drüben am Rhein unsre Häuser als Schiefscheiben und Kugelfänge angesehen, und alle fingerslang sind sie rübergekommen und haben uns ausgeplündert. Wollet ihr wieder von vornen anfangen und das A b c lernen?“

So sagt der alte Adlerwirth. Er ist auch im Jahr 66 unter den Wenigen gewesen, die nicht auf den Bismarck geschimpft haben, sondern hat gesagt: „In dem steckt Was!“

Er hat ganz recht, wenn er sagt: „Gottlob und Dank, es isch nümme, wie almig!“

### Manches paßt für braune Haare, was den weißen nicht geziemt.

In einem Städtlein auf dem Walde war gerade Markttag; vor den Gasthäusern standen Fuhrwerke aller Art, vom schweren Lastwagen bis hinunter zum wackeligen Einspuß; in den Wirthsstuben saß Alt und Jung, Männlein und Weiblein beim „Schöppli“ und beim „Saueresselt“ und in Straßen und Gassen drängten sich die Walbleute, die „Mannen“ in schwarzen Manchester-, die „Wibervölcher“ in blizblauen und knallrothen Baumwollröcken. An diesem Markttag hatte nun eine Dienstreise einen älteren, grauhaarigen und wohlbeleibten Husarenoffizier in das Städtlein geführt, und derselbe schritt spornklirrend und säbelrasselnd, in knappem verschürzten Attila, den Kalpak etwas schief auf dem Kopfe, und die Säbeltasche um die Beine baumelnd, die Hauptstraße hinab nach dem Amthause. Für unsere Wälder nun war ein Husar gewiß eine ebenso große Merkwürdigkeit, als für andere Leute ein Eskimo; denn auf wohl hundert Stunden um den Wald herum kam die Sorte nicht vor. Mancher schaute daher neugierig nach, ein Bäuerlein aber, das gerade auf den fremden Herrn stieß, als er um die Apotheke bog, blieb zuerst mit aufgerissenen Vollaugen stehen; dann machte es kurz entschlossen kehrt und trabte neben dem Husarenmajor her, indem es keinen Blick von ihm wandte.

Dem Husaren, der ein jovialer Herr war,

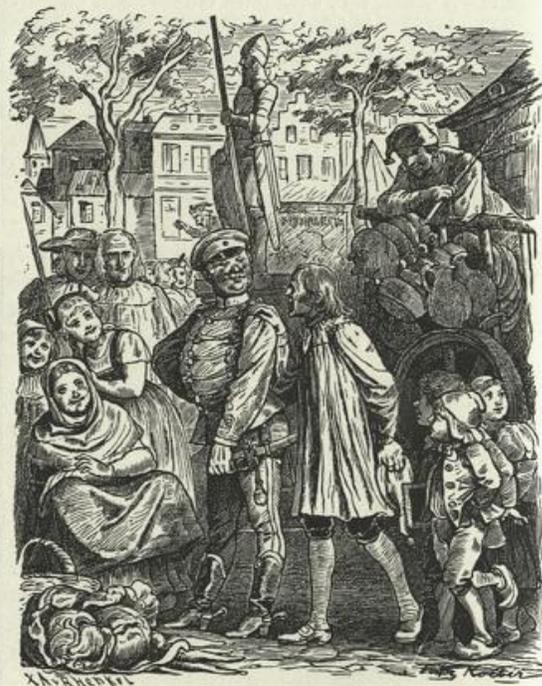
machte die Geschichte großen Spaß, und er fragte seinen neugierigen Begleiter:

„Se Männeken — ick jefalle Ihnen wohl fehre?“

„Erscht noch“, meinte das Bäuerlein, „bliben emol sctoh'n, daß i euch au ordli bitrachte cha“.

Da lachte der Husar: „Na nu meinewegen, aber macht jefällig ein Bisten rasch, es is verflucht kalt heute.“

Der biedere Wälder sah sich seinen, so auffallend kostümirten deutschen Landsmann eine kleine Weile aufmerksam an, dann schlug er dem Erstaunten mit seiner großen Praxe gutmüthig auf die Schulter und sagte freundlich grinsend:



„Schön isch des Häs — jell ich woher; aber, aber — ihr sind Bigott e wengeli z'alt zue eso eme Tschöppli!“

### Der Kampf mit dem Drachen.

In Sulzfeld wird mit der Kirchweih auch regelmäßig ein Krämermarkt abgehalten. Da kommt viel Volk zusammen aus nah und fern, und das letzte Mal war der Hausfreund auch dabei. Unter den Sehenswürdigkeiten befand sich eine Thierschaubude oder zu deutsch „Menagerie“. Sie war besetzt mit einem großen Plakat und

\*) Zu solch bunter Kleidung.

darauf stand: „Hier ist zu sehen eine Riesenschlange, die so groß ist, daß eine Person allein sie nicht ganz überschauen kann, sondern daß immer Zwei miteinander hinein müssen, wenn sie Kopf und Schwanz zugleich sehen wollen, ferner eine Klapperschlange von solcher Länge, daß selbige vornen nicht mehr hören kann, was sie hinten klappert, und endlich soll noch der Riesenkampf des Krokodils mit einem Drachen aufgeführt werden.“ Das reizte die Neugierde der Marktleute, und namentlich hätten die Ehemänner gerne wissen mögen, wie man mit einem ächten Drachen fertig wird. Darum füllte sich die Bretterbude fast bis zum Zerbersten. Als die Schlangen be- sichtigt waren, versammelte man sich vor einem langen Kasten. Der Deckel wurde emporgehoben und drinnen lag ein riesiges Krokodil; gähnend riß es den Rachen auf und wies drohend seine grimmigen Zähne. Alles war in gespannter Erwartung; denn nun sollte ja der Kampf mit dem Drachen losgehen. Nachdem der Thierbändiger die blutigerrige Eigenschaft des Reptils geschildert und solches noch mit seinem Stocke gereizt hatte, rief er mit lauter Stimme: „Meine verehrten Herrschaften! Der Auftritt kann ein furchtbarer und blutiger werden. Bitte, treten sie etwas zurück! Ich selbst will zu dem Kampfe dieses Krokodil stellen; hat einer von den Herrn da vielleicht einen Drachen?“ — Halb lachend, halb fluchend schoben sich die gesoppten Bauern zur Bude hinaus; da aber Keiner merken ließ, daß er drinnen geprellt worden sei, so füllte sich bald die Menagerie wieder von neuem u. s. w. Ob der Thierbändiger für sein Krokodil endlich doch noch einen Drachen bekommen hat, möchte der Hausfreund bezweifeln; denn die ächten Drachen sind zwar kampflustig, allein sehr schlau; die unächtigen aber sind nur eingebildete Unthiere.

### Als Reih' und Glüd.

Heberli, ein wackerer Appenzeller war eigentlich seines Zeichens ein Zimmermann, aber nebenbei eidgenössischer Pionier und gerade auf ein paar Wochen zum Dienst einberufen, was ihm nicht sonderlich behagte, um so mehr, als sein Hauptmann ein schnauziger und brummiger Bernermuzzi war, dem man nicht leicht was recht machen konnte. Eines Tag's nun war die Compagnie angetreten und der Herr Hauptmann schritt inspizierend die Front hinab. Vor unserm Heberli blieb er stehen, betrachtete ihn von oben bis unten:

„Heberli — üer Patrontesche het e Kriz!“ sprach er mit gerunzelter Stirne.

„Set — sie?“ meinte Heberli, indem er pffiffig ein Auge zudrückte.

„So het — sie und ihr hennt e Tag Arrescht!“  
 „Han — i?“ fragte der unerschütterliche Heberli.  
 „Zum Tüfel mit dem het — sie und han — i.  
 Jetzt ganget — er zwei Tage in Arrescht!“  
 „Gang — i? No wühet er was, Häuptma,  
 i dent i gang — der G'schüedst git noch.“

### Fritz Hecker.

Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen.

Es war im ersten Frühling vorigen Jahres, die Natur erwachte gerade aus ihrem Winterschlummer, da trug das Telegraphentabel die Nachricht aus der neuen Welt dem alten Europa zu: Der Hecker ist tobt, er starb am Abend des 24. März 1881 in seiner Wohnung bei Summerfield in der Nähe von St. Louis. Der alte Hecker, der jetzt ein stiller Mann ist, hat einst, als er noch jung war, in der Welt und besonders in unserm Ländlein Baden viel Lärm gemacht. Es wird doch manchen Leser des Hausfreundes interessiren, etwas über das bewegte Leben dieses Mannes zu vernehmen, dessen Name einst von Vielen mit Begeisterung, von Vielen mit bitterem Hasse genannt worden ist. Nun, seit dem „Heckerputsch“ sind 33 Jahre verfloßen, und nach so langer Zeit tritt die Weltgeschichte in ihr Amt als Weltgericht, und das Urtheil wird ein unbefangeneres und gerechteres, als im Sturm und Drang der damaligen Zeit.

Friedrich Hecker, der Bruder des vor ihm verstorbenen berühmten Professors der Medizin in Freiburg, war der Sohn des Benningen'schen Rentamtmanns Hecker in Eichersheim, ein ächtes Kind der fröhlichen Kurpfalz, welche Eigenschaft der wilde Fritz nie in seinem Leben verläugnet hat. Geboren am 28. September 1811, erhielt er seine erste Ausbildung im Lyceum zu Mannheim, wo er sich den Ruf eines talentvollen, aber ausgelassenen und zu tollen Streichen aller Art aufgelegten Jungen erwarb, und Mitte der dreißiger Jahre siedelte er, um die Rechte zu studieren, nach dem schönen Heidelberg über. War er ein „toller Frosch“ gewesen, so war er dort ein „forscher Student“, und seine Thaten als Bursche in der Kneipe und auf dem Fechtboden trugen ihm den Uebernamen „der Grasse“ ein. Studirt hat Hecker jedoch fleißig, und so ließ er sich, nach glücklich abgelegtem Examen, im Dezember 1838 als Obergerichtsadvokat in Mannheim nieder, wo er bald allgemein beliebt wurde und sich in allen Ständen, besonders auch unter den Offizieren Freunde erwarb.

Die Zeit, zu welcher Hecker in's öffentliche Leben trat, war für diesen Feuerkopf wie geschaffen. Bittersdorf, ein vielgestaltiger Minister der Metternich'schen Schule, drängte, ganz im Sinne seines Vorbildes, in Baden zur Reaction.

Im Juli 1842 wählte der Wahlbezirk Weinheim-Ladenburg den jungen Advokaten in die zweite badische Kammer, und sofort trat derselbe als schneidiger Redner auf, der das Ministerium Bittersdorf scharf aufs Korn nahm und dessen Sturz herbeiführen half. Sein mann-

haftes Auftreten für die Rechte der Elberzogthümer gegenüber dänischer Gewaltthat, machte seinen Namen über die badische Grenze hinaus bekannt, noch mehr aber, weil er im Jahre 1845 aus Preußen verwiesen wurde. Es war nämlich im schönen Monat Mai, als Hecker im genannten Jahre mit dem „Vater Ffstein“ den gemeinschaftlichen Freund Hoffmann, damals Zollvereinsbeamter in Stettin, besuchen wollte. Fröhlich und wohlgenuth begannen sie die Fahrt; allein sie hatten die Rechnung ohne die kgl. preussische Regierung gemacht. In Berlin wurden die Beiden angehalten und des Landes verwiesen. Sie wendeten sich an den badischen Gesandten um Schutz. Dieser aber schloß gerade den Schlaf der Gerechten, und sein Kammerdiener hatte die gestrenge Weisung, ihn nicht zu wecken. Und so kamen sie mir nichts dir nichts auf dem Schub in das verdächtige Ländchen Baden zurück. Die Geschichte machte damals viel Aufsehen, und wie es bei allen dergleichen Dingen geschieht, der Vortheil war auf Seite Hecker's; denn jetzt wurde er eine vielgenannte Persönlichkeit mit einem zahlreichen Anhang.

In den Jahren 1846 und 1847 trennte er sich von den gemäßigten Liberalen, übernahm mit Struwe die Führung der äußersten Linken und bekämpfte auch das an's Ruder gelangte liberale Ministerium. Demokrat war Hecker sicherlich in des Wortes vollster Bedeutung; allein wenn einige Blätter behaupten, er habe socialdemokratische Grundsätze hervorgekehrt, so sind sie in gewaltigem Irrthum. Vielleicht hat dazu eine damals in Umlauf gesezte Anekdote Anlaß gegeben. Hecker, in Mannheim, wie schon erwähnt, äußerst beliebt, war Vorstandsmitglied einer Volkstüche. Seine Gegner setzten nun ein Spottbild in Umlauf, auf welchem Hecker einigen Mannheimer Spannern den rauchenden Suppentopf darbietet und die Antwort erhält: „Nee, Hunger hatwwe mer keen, edler Volkstreind, awwer Dorcht, millionsviel Dorcht.“ Nein, socialdemokratische Grundsätze hatte Hecker nicht, wie wir später beweisen werden, aber am allerwenigsten nihilistische Anwendungen; allein er stand doch so weit links, daß seine Freunde ihn verließen und er, als er einen Antrag auf Steuervertweigerung in der Kammer einbrachte, in der Minderheit blieb. Darum legte er auch erbittert im März 1847 sein Abgeordnetenamt nieder und unternahm eine Reise nach Algerien. Kaum jedoch von dort zurückgekehrt, betrat er aufs Neue den politischen Schauplatz und wurde, nachdem er im September 1847 auf einer Versammlung in Offenburg mit Struwe das Programm der Radikalen festgestellt, in seinem alten Wahlbezirk wiedergewählt.

In dieser politischen Stellung, mit diesem kühnen Plane wurde nun der begeisterte Brausekopf von den Ereignissen des Jahres 1848 getroffen, und er stürzte sich gleich kopfüber hinein in den tollen Strudel — es wäre ein Wunder gewesen, wenn er's nicht gethan hätte.

Schon am 5. März traten in Heidelberg eine Anzahl Männer zusammen, welche die Bildung eines Vorparlamentes beschloßen. Unter diesen nun war einer der eis-

rigsten unser Hecker, und als sich dieses Vorparlament in Frankfurt wirklich versammelte, stellte er am 30. März in der Paulskirche mit Karl Vogt, Robert Blum, Struwe, Raveaux, Benedey u. a. den Antrag, das Vorparlament sollte sich als beschließender Convent, d. i. als oberster Landesrath, erklären, bis eine neue Regierung eingesetzt sei. Dieser Antrag wurde von den Gemäßigteren unter Führung Gagern's verworfen; denn sie hielten sich aus eigener Machtvollkommenheit nicht für berechtigt, der deutschen Nation Gesetze vorzuschreiben, und Hecker verließ mit etwa 100 Gleichgesinnten unter ungeheurem Aufruhr die Versammlung. So war also der Versuch, das Vorparlament im ersten Schwunge mitzureißen, mißlungen. Und als noch der Umstand hinzutrat, daß Fickler durch den früheren Gesinnungsgenossen Mathy in Karlsruhe verhaftet worden, auch einige Andere, darunter Weißhaar, nur durch schnelle Flucht einem gleichen Schicksal entgangen waren — da schritten Hecker und Struwe zur That.

Hecker stellte sich an die Spitze der in Konstanz bereiten Schaaren; die Republik wurde ausgerufen als einziges Heil für das Vaterland. Dieser Aufruf zur Revolution wurde erlassen in Konstanz am 12. April. Die Auführer zogen nach dem Schwarzwald. Die Gemäßigten gaben die Hoffnung jedoch noch nicht auf, die blutige Entscheidung zu verhindern. Spatz und Benedey wurden zu Hecker entsendet, um ihn zu bestimmen, die Waffen niederlegen. Sie trafen ihn zu Bernau, wo ihnen derselbe auf ihre dringenden Bitten und Mahnungen die kurze Antwort gab: „Ich hab' den Leuten, die mit mir gehen, die Suppe eingebrockt; ich wär ein Schuft, wenn ich sie nicht mit ausesen würde.“ Damit war die Unterhandlung zu Ende.

Nach Karlsruhe war der Bruder Heinrich's v. Gagern, ein holländischer General, geschickt worden, der gleichfalls noch auf Versöhnung hoffte; denn er sagte den badischen Stabsoffizieren, welche sich ihm vorstellten: „Ich bin nicht als ihr militärischer Führer hierher geschickt, sondern ich soll durch meinen Namen eine Verständigung herbeiführen, zu der ich den Weg sicher auch finden werde!“ Er fand aber seinen Tod!

Am 20. April stießen die rasch zusammengezogenen heffischen und badischen Truppen — wenige Bataillons und ein Kavallerieregiment bei Kandern auf die Freischaaaren. Nach kurzer Unterhandlung wurde Gagern, der



Der wilde Frit  
im Jahre 1848.

gerade zurückreiten wollte, erschossen — jede Seite behauptete, nicht zuerst gefeuert zu haben. Der Kampf entbrannte an der Höhe der Scheideegg, endete mit dem Zersprengen der regellosen Freischaaren, und Hecker flüchtete in die Schweiz nach Muttens (Baselstadt). Von hier aus setzte er eine Zeitlang die Agitation fort, wurde auch von Chiengen zweimal in die Nationalversammlung gewählt, von dieser aber zurückgewiesen. Enttäuscht begab sich der Flüchtling im September 1848 nach Nordamerika, wo er sich im Staate Illinois in der Nähe von Belleville eine Farm erwarb.

Noch einmal wollte er thätig eingreifen in die Geschichte seines Vaterlandes. Von der revolutionären bairischen Regierung im Mai 1849 zurückgerufen, erschien er im Juli jenes Jahres mit einer Anzahl amerikanischer Offiziere in Straßburg, — allein es war zu spät. Er sah nur den unglücklichen Ausgang dieser Erhebung und kehrte nach Amerika zurück.

Nun lebte er ruhig als Farmer in Illinois, bis 1860 die Rebellion der Südstaaten ausbrach. Von jeher ein erbitterter Feind der Sklaverei, eilte er alsbald zu den Fahnen und trat in das durch General Sigel aufgestellte 3. Missouri-Regiment. Später kommandierte er das 42. Illinois-Regiment und zuletzt das durch ihn selbst in Chicago aufgestellte 84. Illinois-Regiment. Bei Chancellorsville wurde Hecker, als er gerade seine zersprengte Truppe



Hecker vor seinem Tode.

sammeln wollte, schwer verwundet. Es traf ihn eine Kugelflugel an den linken Oberschenkel, und nur eine hölzerne Dose, welche er in der Hosentasche trug, rettete ihm

den Fuß. Die zerschmetterte Dose schenkte er seinem Bruder zum Gedächtniß. Er selbst behielt ein anderes Andenken; er hintte oder wie er sich ausdrückte, er war „geständert“ und mußte sich beim Gehen eines Stockes bedienen. In der Cumberlandarmee unter General Howard befehligte er zwar noch mit Auszeichnung eine Brigade, verließ aber in Folge von mancherlei Kränkungen das Heer und kehrte im Jahre 1864 auf seine Farm zurück, wo er als tüchtiger Landmann wirthschaftete. Er widmete sich besonders dem Rebbaue. Im Winter hielt er aber gewöhnlich populäre Vorträge. Auch schrieb er für die westliche Post und die Newyorker Staatszeitung.

Im Mai 1873 sah er noch einmal Deutschland und besuchte seinen Bruder. Glühender Patriot und drüben eifriger Streiter für das Deutschthum, konnte er sich doch nicht für Alles begeistern, was er hüben sah, und meinte: „Ich passe nicht mehr zu Euch oder noch nicht — es ist besser für mich drüben.“ Er kehrte nach Amerika zurück, um es nicht mehr zu verlassen.

Er starb, wie er gelebt, als starrer Republikaner, bis zum letzten Athemzuge die Waffe in der Hand, kämpfend für Freiheit, als für das höchste Gut der Völker. In den letzten Tagen des März v. J. haben sie ihn zu Summerville begraben. Schon am frühen Morgen strömten die Farmer aus nah und fern zusammen und von Belleville, St. Louis, Chicago, Cincinnati und dem fernen Osten brachten die Bahnzüge Hunderte von Gästen. Unter den Klängen der Trauermusik wurde der blumengeschmückte Sarg in den Wagen gehoben, und eine zahllose Menge folgte zum Friedhofe. Mehrere Redner feierten den Todten; die Bahre wurde versenkt und das Grab mit Palmen und Lorbeerkränzen bedeckt. Selten sah Amerika eine großartigere Leichenfeier.

Das war das bewegte Leben des wilden Fritzh, dessen Name noch lange nachklang im Heckerlied bis zu unsrer Zeit, den Nadler in seinem Heckerputsch verhöhnt, und von dem die Soldaten sangen:

Als der Hecker ist gekommen  
In den Schwarzwald herein,  
Ein deutscher Kaiser  
Das wollt er wohl sein!

Im Jahre 1872 erschienen in St. Louis und Neustadt an der Haard bei Gottschick-Witter Hecker's „Reden und Vorlesungen“ und aus diesen wollen wir eine Anzahl Stellen herausnehmen, die uns sagen, wie der wilde Fritzh fühlte und dachte. Für diejenigen, die da glauben derselbe habe socialistische oder communistische Ideen gehabt, genüge die eine Stelle:

„Als die Communisten 1848 und 1849 drüben vertrieben wurden, errichteten sie hier (in Amerika) ihre Gesellschaften. Man ließ dies, wie jedes andere Gesellschaftsproblem, gewähren. Die Republik hat einen stärkeren Magen, als selbst die Kirche, nach Göthe, sie kann sogar Ungeheuerlichkeiten und Narrheiten ohne Nachtheil verdauen . . . Die Communisten-Gesell-

schaften gingen auseinander wie Zukunftsmusik, und ihr Johannes Baptista Weitling erfand — eine Verbesserung an der Nähmaschine.“

In seiner Rede „Weiblichkeit und Weiberrechtleri“ spricht er sich in tiefgefühlten Worten über die rechte Frau aus: „Wem von euch, ihr Männer, den die Stürme des Lebens geschüttelt, den der Haß verfolgt, dem die schwere, schwarze Sorge den Rücken gebeugt, dessen Ideale zerronnen, dessen Hoffen bankrott geworden. wem von euch, ihr Männer, ist nicht ein frommer, besänftigender Strahl ins Herz gedrungen, wenn das Lichtlein seines Hauses blinkte? wo sie saß, die treue Gefährtin, tief in der stillen Nacht noch die fleißigen Hände regend für den Kämpfer draußen und für die schlafenden Kleinen, wenn sie ihm dann die müde Stirn küßt und die Last der Sorgen mit ihm theilend erleichtert.“

„O, das weibliche Weib, die treue Mutter, die sorgliche Hausfrau, die Königin der Familie, die treue, mitfühlende Gefährtin und Freundin . . . sie und nicht das Frunk- und Straßenweib ist des Erdentwälers bester Theil und Poesie.“

Und wieder:

„Was wider die Natur ist, ist Unnatur, Zerrbild. Das Mannweib und der weibische Mann sind Mißgestalten, Karrikaturen. Das Weib, welches unter Frauen oder Männern sich in Wort und That wie ein Mann benimmt, — . . . wird zur widerlichen Frage.“

Wahrlich so spricht kein Socialist oder Communist. Und so achtet Hecker das deutsche Familienleben:

„Durch das ganze deutsche Leben zieht im großen Ganzen ein Faden der Scham, der Zucht, der Sitte, der Häuslichkeit des Familienlebens, das nur der recht erkennt, der unter Slaven, Romanen, Celten und Orientalen verkehrt hat . . . Für uns Deutsche entflieht aus der deutschen Art und Weise, aus der deutschen Anschauung von Weib, Ehe, Familie und Haus, ein Satz von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung, nämlich der: Nur ein Volk von solchen Sitten und Anschauungen hat einen dauernden Weltberuf, nur es ist ein Colonisationsvolk in allen Zonen und Klimaten.“

In Bezug auf die nothwendige Ordnung und Unterordnung im Staate sagt er:

„Das Wohl des Ganzen, das Wohl der Gesellschaft, das Wohl des Staates ist das oberste Gesetz. Das Leben innerhalb des Staates, es führt nothwendig Beschränkung der abstrakten natürlichen Freiheit mit sich, und werden gewisse natürliche Rechte unter Benachtheiligung der Gesamtheit geübt, so müssen sie beschränkt werden.“

Das Beste, was Hecker wohl geliefert hat, ist seine Festrede zur Friedensfeier in St. Louis. Hier zeigt sich der glühende Patriot. Ihm geht sein Deutschland über Alles, über Alles in der Welt. Er sagt von dem Krieg 1870/71:

„Ein wahrhaft herzerhebendes Schauspiel ist es, zu sehen, wie Schulter an Schulter, Seite an Seite, der

Sohn der Tagelöhnershütte und das Schößkind des Edelmanns, der ernste Gelehrte und der blühende Bauernsohn, der Lehrer und der Handwerker, der Handelsherr und der Fabrikarbeiter mit einem die Luft durchdröhnenden Hurrah in Kampf und Sterben stürzen, die dürftige Strohhütte und das knappe Brod theilen und

„still am Feuer liegen im Feld bei dunkler Nacht.“

„Das ist die ächte Gleichheit und Brüderlichkeit, und nicht der Affe derselben, der sich einen Stellvertreter kauft, welcher für ihn marschirt, kämpft und stirbt. Das ist der deutsche Heerbann, das sind die Wehrmänner der neuen Zeit, das sind die Wehren des deutschen Vaterlands.“

Und weiter:

„Wenden wir zu den natürlichen, uralten Grenzen Deutschlands den Blick, so finden wir, daß diese zugleich heutzutage noch die Sprachgrenzen sind, trotz aller gallisirenden Bestrebungen.“

„Lothringen, das bübisch gestohlene Meß, Elsaß, Burgund sind unser altes Familiengut und wir sind bescheiden genug, wenn wir am Doub's Halt machen und nicht ganz Burgund sammt dem weiland deutschen Lyon beanspruchen. Es ist an der Zeit, dieser ewigen, französischen, natürlich-grenzlichen Renommisterei mit unsern alten Erbansprüchen zu begegnen.“

Dann fährt der wilde Friß gewaltig gegen die „Kriegs- verwünschter, Friedensstifter und Entrüstungsvollen — die Reider und Deutschhaffer von Profession“ los, „welche den Weltgang unser's Volkes in allen Knochen spüren, wie Raizen das Wetter.“

„Diese wunderlichen Geschöpfe hätten den Deutschen zugemuthet, nachdem man denselben den Geißel des Infults ins Angesicht geschleudert, die Wurdewaffe auf die Brust gesetzt und zur Wehr für Haus und Herd, Weib und Kind gezwungen hatte, Krieg zu führen mit Bomben aus Glycerin, gefüllt mit Rosenwasser oder doch zum allerwenigsten vor jeder vollen Salve einen Trompeter mit weißer Flagge vorzusenden und verkünden zu lassen: Meine Herrn und etwaige Damen Mac-Mahons, nehmen sie sich gefälligst in Acht — gleich werden wir schießen.“

Ueber den Frieden selbst sagt er:

„Der erkämpfte Friede wurde in Deutschland begrüßt mit der stolzen, selbstbewußten Freude, welche der wahre Mann fühlt, der eine große That vollbracht und eine hohe Pflicht erfüllt hat.“

„Er bricht nicht aus in tollen Jubellärm und Freuden- sprünge und schmeichlerische Ovationen. Nicht mit Jammerklagen und Wehruf erfüllt er sein Haus. So wie die Opfer, legt er auch seinen Schmerz nieder am Altar des Vaterlandes — den Immortellenkranz zum Lorbeerzweig.“

Er schließt:

„Scheltet mich einen Träumer, einen Schwärmer, einen Thoren, wenn's beliebt; aber ihr könnt mir das Credo meines ganzen Lebens nicht aus dem Herzen reißen: In

fünf Jahrhunderten ist das Erdenrund germanisch vermittelt. . . .“

„O Freiheit, laß deine Diener in Frieden scheiden, denn sie haben ihrer Nation Kraft und Herrlichkeit geschaut.

Hellauf, mein Volk,

Heil Dir, mein Vaterland!“

Einen andern Vortrag schließt der alte Patriot mit den Worten:

„Ich bin zu Ende. Zwei Menschenalter liegen hinter mir, ich stehe am Schlusse meiner Laufbahn. Es war ein langer, mühevoller Weg.“

„Der Mensch vom Weibe geboren, zählt der Tage wenige und voll der Mühsal.“

„Er kommt wie die Blume des Felds und welkt unter der Sichel, ein fliehender Schatten ohne Bestand.“

„Es war ein Weg voll Kampf für die bürgerliche Freiheit, für den gedrückten weißen, wie für den armen farbigen Mann. Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst. Ein müder Kämpfer, die alten Waffen in der Hand, wie unsre Altvorfahren, gehe ich ein zum ewigen Frieden, voll Glauben an die Menschheit, voll Vertrauen auf den endlichen Sieg des wahren Menschenthums.“

### Die frischen Semmel.

Des Nachts um die zweite Stunde, als schon längst der solidere Theil der Heilbelberger Einwohnergemeinde in gerechtem Schlummer lag, kehrte ein muthwilliges Studentenpaar von der Kneipe nach Hause. Gar zu gerne hätten sie noch selbander ein prüffiges Stücklein ausgeführt, wenn ihnen nur eines eingefallen wäre. — Eben kamen sie am Weckladen des Bäckermeisters Ritzhaupt vorbei. „Wollen wir nicht ein wenig den gemüthlichen Graukopf aus dem Neste klopfen?“ fragte der Eine, und schon pochte der Andere sehr vernehmlich an den verriegelten Fensterladen. — Da indeß etwas mehr Zeit verstrich, als für eine Bäckerstoilette nöthig schien, so hofften sie schon, am Ende werde gar schön Annchen noch zum Vorschein kommen; doch plötzlich öffnete sich der Laden und in groben Umrissen erschien — zwar nicht des Bäckers liebliche Tochter, aber der schlaftrunkene Herr Papa und fragte mit ungeräuspelter Stimme nach dem Begehr.

„Haben Sie frische Semmel, Herr Ritzhaupt?“

„Ja wohl, meine Herren, sie sind alle frisch.“

„Na, hören Sie, dann lassen Sie sie liegen, bis sie trocken sind.“

Damit verschwanden die Studenten rasch um die Ecke.

Der Bäckermeister konnte in der Eile aus der Sache nicht recht klug werden; so viel schien ihm

jedoch klar, daß er von den Gelfschnäbeln gefoppt worden sei. Er legte sich ärgerlich wieder zu Bette; aber — wie es geht, wenn man einmal aus dem ersten Schlafe aufgestöbert worden ist — er konnte das abgerissene Trumm nicht wiederfinden, trotzdem er sich schon zweimal auf die andere Seite gewendet hatte. Und erst, nachdem ihm eingefallen war, was er sagen wolle, wenn die Herrchen wiederkämen, versiel er in einen wohlthätigen Morgenschlummer.

Was geschah nun? In der folgenden Nacht, ungefähr um dieselbe Stunde, klopfte es abermals an seinem Fensterladen. Sollten es in der That die zwei Hallunken wieder sein? Das muß ich doch sehen, und weil er bereits wußte, was er sagen wollte, erhob er sich von seinem Lager und öffnete den Laden. Richtig, da standen sie wieder leibhaftig.

„Guten Morgen, Herr Ritzhaupt, haben Sie trockene Semmel?“

„Ja wohl, meine Herren, so viel Ihnen beliebt.“

„Na, da essen Sie sie selber!“

Und fort ging's um die Ecke wie ein Wirbelwind. Der Bäckermeister aber schlug den Laden zu, daß die Fenster klirrten und seine zwei Gesellen von ihren Spreusäcken auffuhren und einstimmig fragten: „Meister, was gibt's?“

Nun wurde Kriegsrath gehalten. Der Schlachtplan war bald fertig. In der folgenden Nacht sollten die zwei handfesten Burschen sich hinter der angelehnten Hausthüre aufpflanzen und auf die gegebene Losung hervorbrechen und ihre Schuldigkeit thun. — Denn daß die Ruhestörer wieder kommen werden, das war außer Zweifel.

Die Studenten aber erzählten Abends ihr Heldenstückchen auf der Kneipe, und es entspann sich ein Streit darüber, wie weit man den Spaß mit dem gutmüthigen Ritzhaupt wohl treiben könne. Daß es zu dieser Stunde nicht rathsam sei, bei ihm frische Semmel zu holen, darüber waren alle einig — bis auf zwei norddeutsche Musenföhne, welche sich ihr angestammtes Vorurtheil über die unbegrenzte Gutmüthigkeit eines süddeutschen Philisters absolut nicht nehmen ließen. Ja, sie wetteten sogar zehn Flaschen Affenthaler, daß es ihnen gelingen werde, sofort eine Portion Semmel bei dem Bäckermeister zu kriegen.

Sie gingen, und als sie richtig den guten Alten herausgeklopft hatten, baten sie höflich um Entschuldigung und fragten:

„Haben Sie nich frische Semmel?“

„Ja wohl, meine Herrn!“

„So jeben Sie uns welche, aber eine jehörige Portion.“



„Sie sollen sogleich bedient werden.“

Er schlug das Fenster zu, und auf dieses Zeichen fuhren die Bäckergefelln wie Löwen aus ihren Hinterhalte hervor und prügelten die jungen Herrchen so schonungslos durch, daß sie den Affenthaler fahren ließen und ihre frischen Semmel gelassen nach Hause trugen.

### Ein Hasenpfiß.

Von Preußenpfißen hat man dann und wann gehört, z. B. anno 66 und 70. Weniger von Hasenpfißen. Und doch kann bei einem Rheinhochwasser allerlei vorkommen. So hätte beim 52er Hochrhein der Großhüniger Schiffmüller gar gut sein Kirschenwässerle zum Morgenkaffee in seiner Mühle, aber am Großkemser Rheinbau, verzehren können, dieweil es in der Nacht die ganze Maschine drei Stunden weit abwärts getrieben hatte. Aber der Herr Schiffmüller rettete sich vorher auf's Trockene; er traute dem Accord nicht ganz.

Und doch ist so ein Hochwasser nicht so gefährlich, wie es aussieht, man muß nur Acht geben, daß Einem nichts passiert, und, fährt man in einem Waidling, sehe man, daß Einem kein treibender Floßbalken ein Loch in dessen Boden schlägt, denn sonst wär's allerdings leß.\*)

So hat sich der Schiffercyriak von B. nie vor dem Hochwasser gefürchtet. Wie ein Dub

\*) leß = verkehrt, gefehlt.

im Waschzuber auf dem Mühlebach, fährt beim letzten Hochrhein mein guter Cyriak auf dem brüllenden Strom rum, um das Treibholz einzufangen. Von den Rheininseln, die mehrere Schuh überfluthet sind, sehen nur noch ein paar Weidenstumpen trübselig über's Wasser.

„Wart, Kerle, dich komm' ich über“, jubelt auf einmal der Cyriak: er hat auf einem Weidenstumpen einen fetten, alten Hasen erschaut, der sich zu spät besonnen, und keine andere Retirade mehr gefunden hat.

Der Cyriak rudert eifrig drauf zu, greift nach dem Hasen, auf einmal aber rutscht der Waidling in die starke Strömung, der Cyriak umarmt den Weidenstumpen, der Has aber nimmt einen großmächtigen Saß, und im Waidling hoßt er — und Adjes rheinab, während der Cyriak sich auf den Stumpen retirirt und trübselig dem Has im Waidling nachsieht. Zwei Stunden mußte er dort sitzen, bis er entdeckt und geholt wurde.

Er fange beim Hochwasser sein Lebtag keinen Hasen mehr, sagt der Cyriak.

### Der Sargstock.

Es gibt Leute, die nur mit Widerwillen ihr Portemonnaie oder ihre silberne Schnupftabakdose verlieren, und die sich sogar ärgern darüber, wenn es auf eine dumme, miserable Weise geschieht. Umsoneniger darf sich der geneigte Leser des „Rheinländischen“ wundern, daß der Herr B. in J. schier aus dem Häusle kam, als er seinen Sargstock verloren hatte.

„Sargstock?“ fragt sogleich Einer und spigt das Ohr, „was ist denn das?“ He, so werth der David seinen Jonathan hielt, so viel oder noch höher hielt Herr B. seinen Stock. Er und der Stock nämlich haben in jüngern Jahren, als Herr B. noch ein pfluderiges Handwerksbürcle war, weite und große Reisen miteinander gemacht, von Danzig bis Marseille und von Warschau bis nach Paris hinein, und des Herrn B. ganze Familie weiß, wenn der liebe Papa einmal sterben sollte, so muß der Stock zu ihm in den Sarg.

Jetzt aber ist der Herr B. ein recht wohlhabender Mann, sitzt im Gemeinderath und macht als angesehenen Bürger seinen Pfingstaussflug. Er hat aber dabei immer Pech; ein Unfall ist ihm so gewiß, als seine Nase bei ihm ist oder sein Stock: entweder verliert er sein Eisenbahnbillet, oder kommt in den legen Zug, oder wird überführt, oder begegnet gar einem alten Schatz, den er aus purer Liebe nicht geheirathet hatte.

So hat er an der letzten Pfingsten einen ehemaligen Reisefameraden heimgesucht; der hat ihn schon lange geplagt gehabt, einmal nach L. zu kommen. Die Zwei haben sich einst als badische Landsleute zu Danzig im „Silbernen Stern“ getroffen, und sind dann mehrere Jahre lang zusammen gewandert.

Die Pfingstfeiertage verflogen den beiden alten Kumpanen nur zu schnell, und am Dienstag Abend läßt sich der Herr B. nicht mehr heben, es treibt ihn der Heimath zu. Auf dem Herweg hat er kein Abenteuer gehabt, und für sein Billet hat er sich in die neue Weste ein Extrasäckle machen lassen vom Leibschneider.

Der Herr B. will in der Stadt noch ein paar Einkäufe machen für die Seinen zum Präsent, und der Herr J., der eine halbe Stunde vor der Stadt draußen wohnt, hat auch noch einiges zu besorgen, am Bahnhof wollen sie sich treffen.

Es dunkelt: bereits stark, als der Herr J. an den Bahnhof kam. Seinen Gast aber findet er nicht, weder im Wartsaal, noch in der Restauration, und doch ist nicht mehr lang, so wird der Zug kommen.

Endlich findet er den Gesuchten draußen just vor jenem Ort, den die fortgeschrittene Menschheit bedarf, weil sie von Adam her mit allerhand Bedürfnissen behaftet ist.

Der Herr B. sieht aus freidweiß, als sei ihm ein Geist erschienen.

„Du“, sagt er zum J., „jetzt glaub' ich an Hexerei! Spaß apart, es ist etwas passiert! Ich geh eben da 'nein, stell' meinen Stock just neben mich, und wo ich im nämlichen Augenblick wieder darnach lange, weg ist mein Stock, weggeblasen, als hätt' ihn der leibhaftige Satanas geholt. Ich schwöre aber einen körperlichen Eid, es ist Niemand hineingekommen, so lang ich drin war, außer mir!“

Jetzt pfiß der Zug, und die Freunde mußten sich verabschieden. Dem Herrn B. aber war's, als hätte man ihm seinen Lieblingszahn — er hatte freilich nur noch einen einzigen — ausgerissen.

Dem zurückgebliebenen J. war die Sache nicht einerlei. Er ging mit einem Zündhölzchen auf die Suche und dann zum Bahnverwalter.

„Herr Bahnverwalter“, sprach er, „wenn Ihr Bahnhof nicht wegen Hexerei oder Taschendiebstahl in Verruf kommen soll, so lassen Sie auf den Wasserablauf draußen ein Blechzieb machen!“

Herr B. hatte den Sargstock auf bodenloses Nichts, d. h. mitten auf ein steinernes Loch gestellt, und geräuschlos war derselbe in die schwarze Tiefe hinuntergeglitten.

Item, nach vierzehn Tagen erhielt er ihn wieder vom Bahnamt in L., aber er duftete nicht nach Ambrosia.

## Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.

(Eine wahre Geschichte).

Das war ein Hundewetter. Die drachenköpfigen Wasserspeier am alten Anthonse in Mattnau gossen ihre schmutzigen Ströme auf das schlechte Pflaster und der Wind heulte um die hohen Schornsteine. Der Himmel war grau wie Fliespapier und trotzdem, daß schon die neunte Stunde geschlagen hatte, brannte das Licht noch auf der Kanzlei. Der Herr Oberamtsrichter (Name des Verwaltungsbeamten in einem Nachbarstaat) trat fröstelnd in sein Dienstzimmer und machte ein rechtes November-Gesicht — er wäre lieber noch eine Stunde droben in seiner warmen Wohnung am Kaffeetisch geblieben. Ach der Dienst, der leidige Dienst. Es fiel ihm ein guter Freund ein, der einmal behauptete, in Brasilien habe es ein Beamter am besten, denn wo so viel Urwald sei, gebe es doch sicher auch viel Urlaub. Er setzte sich an den grün überzogenen Schreibtisch, der mit Akten bedeckt war und auf dem schon ein Theil der Einläufe des Tages lag. Der Amtsdienner legte noch ein paar Klöße in den großen Kachelofen und verschwand. Seufzend ergriff der würdige Beamte das Falzbein und begann die Schreiben zu eröffnen, die er sorgsam ausbreitete und aufeinander legte — er begann die tägliche Arbeit. Da trat eine unliebsame Störung ein. Der alte Amtsdienner Geiß, ein früherer Regimentstambour, öffnete leise die Thüre wieder, durch die er kaum hinausgegangen und sagte mit gedämpfter Stimme, wie es die Würde des Ortes verlangte:

„Herr Oberamtsrichter!“

„Nun — was giebt's schon wieder? — Man kann nicht ruhig arbeiten, jeden Augenblick eine Störung.“

„Herr Oberamtsrichter der Gensdarm Laufmeier hat e Meldung zu mache.“

„Nun, so lassen Sie ihn hereinkommen.“

Der Amtsdienner machte kehrt und gleich darauf trat, triefend vor Nässe, der Gensdarm herein. Auf dem Fußboden, wo er stand, bildeten sich kleine Lachen, sogar der wehmüthig herunterhängende Schnurrbart tropfte.

„Nun, was Neues, Laufmeier?“

„Herr Oberamtsrichter, gehorsamst zu melden, ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Krämer

„Wirthle in Hoppelau über 60 Pfund Pulver  
„in seinem Schlafzimmer aufbewahrt hat. Das  
„ist doch gegen die gesetzliche Bestimmung und  
„darum mache ich pflichtmäßig Meldung.“

„Gut,“ sagte der Amtsrichter, „da haben sie  
„vollständig Recht, da muß schleunigst Remedur  
„eintreten, ich werde das Nöthige anordnen.  
„Sonst noch was?“

„Zu Befehl Herr Oberamtsrichter — nein.“

„Gut, Sie können abtreten.“

Der Gensdarm ging hinaus, indem er eine  
Wasserstraße und einen starken Geruch nach nassem  
Uniformstuche zurückließ. Der Oberamtsrichter  
nahm eine Prieße.

„Geiß!“

Der Amtsdienere trat wieder ein.

„Trocknen Sie den See da auf, man bekommt  
„ja den Rheumatismus und lüften Sie ein  
„wenig, es riecht — so feucht.“

Darauf schritt der Herr Oberamtsrichter in's  
Nebenzimmer. Da saßen drei gebückte Ge-  
stalten in grauen Schreibärmeln an tintenbe-  
spritzten Tischen vor alten Tintenfässern und  
schrieben auf graues, blauiniirtes Papier un-  
endliche Acten. Sie schrieben heute, wie sie es  
gestern gethan und wie sie es morgen thun  
werden — für sie gab es keinen Frühling und  
keinen Sommer, keinen Herbst und keinen Winter  
— sie schrieben ohne Unterlaß.

„Mäusle“, sagte der Oberamtsrichter zu einem  
der Aktuare, „Mäusle, nehmen sie einen Kopfbogen  
und schreiben Sie!“

Mäusle vollzog den Befehl und erwartete das  
Diktat seines Chefs.

Dieser diktirte auf- und abgehend:

„An das Bürgermeisteramt in Hoppelau.“

„Nach Meldung des Gensdarmen Laufmeier  
„befindet sich in der Wohnung des Krämers  
„Wirthle dortselbst ein größeres Quantum Pulver,  
„als nach den gesetzlichen Bestimmungen zulässig  
„ist. Dasselbe ist alsbald zu confisziren und  
„unter Beobachtung aller Vorsichts-  
„maßregeln, wohlverwahrt anher einzu-  
„senden. Weiteres wird erfolgen.“

Rgl. Oberamtsgericht.

Der Oberamtsrichter durchlas das Schreiben,  
unterzeichnete es, Mäusle siegelte es ein, schrieb  
die Adresse und der Amtsbote trug es im strömen-  
den Regen, pudelnaß wie der Gensdarm, zur  
nächsten Eisenbahnstation, damit es nach Hoppelau  
befördert werde.

Es mochten etwa 8 Tage vergangen sein, als

sich der Oberamtsrichter wieder auf seinem Dienst-  
zimmer befand — jetzt war es aber schönes  
Wetter draußen und Nachmittag. Der Ober-  
amtsrichter kam von Tisch und hatte sich seine  
Verdauungscigarre angebrannt, ging auf und  
ab und schaute hie und da zum Fenster hinaus.  
Er befolgte die alte Mönchsregel:

„Nach dem Essen sollst du stehen,  
„Ober Tausend Schritt spazieren gehn.“

Als er so wieder einmal zum Fenster hinaus-  
blickte, sah er seinen getreuen Geiß, wie „schwer  
wandelndes Lastvieh“, unter einem gewaltigen  
Pack, von der Postablage keuchend gegen das  
Amtsgebäude wanken.

„Was Teufel, was kommt denn da“, fragte  
sich der Amtsrichter und eine freudige Hoffnung er-  
wachte in ihm, es könnte ein Rehbock von seinem  
Freunde, dem Oberförster in St. Fridolin sein.  
„Das wäre nicht bitter. Nun das mußte sich  
bald zeigen, Geiß trat in's Amtshaus und gleich  
darauf in die Schreibstube. Neugierig verfügte  
sich der Herr Oberamtsrichter auch dahin.

„Uff“, seufzte Geiß, als er die Last auf den  
Tisch warf, „Uff, das is sakrementalisch schwer.  
Mer sollt meine, es wär wieder en Ambos als  
Beweisstück wie sellemol. Erinnerere se sich Herr  
Oberamtsrichter.“

Der Herr Oberamtsrichter war zwar nicht sehr  
gerne an den Ambos erinnert, aber einmal hatte  
Geiß, als altes Inventarstück, so eine Art Nar-  
renfreiheit und dann — und das war die Haupt-  
sache — war der Beamte gerade in einer ge-  
müthlichen Rehbockstimmung. Er nickte also be-  
jahend und sagte:

„Nun, wir wollen sehen was darin ist. Dessnen  
Sie, Geiß.“

Das übersendete Poststück war ein ziemlich gro-  
ßer zwilchener Sack, ein sogenannter Stumpen-  
sack, stark mit Schnüren umwunden, an verschie-  
denen Stellen mit Lack gesiegelt und  
mit der Adresse des Oberamtsrichters versehen.  
Ehe jedoch Geiß den Befehl des Oberamtsrichters,  
den Sack zu öffnen, vollzog, sagte er püffig:  
„Was drin ist, wollemer gleich wisse, do brauchemer  
die Gschicht nit uffzuschneide. Mer hawe jo de  
Frachtbrief.“

Er zog den Frachtbrief aus dem Sack und  
studirte denselben, während dessen hatte sich der  
Amtmann aber einer Scheere bemächtigt und  
durchschnitt, die Cigare gemüthlich im Munde  
behaltend, die Schnüre.

„Nee“, sagte Geiß, „des sinn emol Rummel-  
dercke, do steht Nix vum Inhalt. „En Sack“,  
des is Alles. Was is denn des vor a Kameel

vumme Absender? „Bürgermeisteramt in Hoppelau.“ Heiliger Josseff, des is des Pulver“.

Wie von einem Scorpion gestochen, fuhr der Oberamtsrichter zurück und retirirte mit seiner brennenden Cigarre an's Fenster, das er rasch öffnete und dieselbe hinauswarf.

Richtig, es war das Hoppelauer Pulver, welches der dortige Bürgermeister „wohlverwahrt“ an das Oberamtsgericht eingeschendet hatte.

In der Amts-Kanzlei herrschte allgemeiner Schrecken. Die Aktuare waren von ihren Pulken aufgesprungen und drängten sich unter der Thüre, der Oberamtsrichter quetschte sich in die Fensterische, nur Geiß, der alte Regimentstambour, verlor die Besinnung nicht.

„Nee, do hört Alles uff. Wann die in Hoppelau nor so viel Klaster tief in Erdsbode nunnerfahre dhete, als mer faule Eppel braucht, um en Peiler vun der Mannemer Rheinbrück zammeszuschmeiße. 75 Pund Pulver unn Nix uff em Frachtbrief bemerkt, uff der Eisenbahn mit em Personenzug g'schickt, uff em Omnibus, wo der verjoffe Lorenz immer raacht, reing'fahre, vun mir uff em Buckel herg'schleppt, aach noch an der Schmiede mit ihre Feuerfunke vorbei und vun Herrn Oberamtsrichter mit der brennenden Sigar im Mau — Mund wolt ich sage, uffgemacht — Do hört Alles uff. Unn — Hergott von Munnerum, des Aergschte seh' ich ericht — hawwe die versimbelte Hoppelauer Schwellköpp den Pulversack aach noch mit Sichelack g'sichelt! No die müsse en eegene Schutzgeist hawwe. No, no, wammer norr nit so werd.“

Während der langen Rede des wackern Regimentstambours hatte der Oberamtsrichter sich wieder gesammelt.

„Geiß“, sagte er, „nehmen Sie das Pulver hinaus und bringen es an einen sichern Ort. Mäusle, nehmen Sie einen Kopfbogen.“ Der Herr Oberamtsrichter ging auf und ab und als der gefährliche Sack hinausgebracht war, dictirte er:

An das Bürgermeisteramt in Hoppelau.

Den übrigen Text des oberamtlichen Schreibens kann sich der geneigte Leser wohl selbst verfassen, als aber das Schriftstück in der Rathsversammlung von Hoppelau durch den Rathschreiber verlesen wurde, sagte der Herr Bürgermeister:

„Naa — wammer den Brief lese hört — ischs aam grad, wie wammer en Buckel voll Prigel kriecht het. Unn was hammer dann dhun? Mer hawwe des Pulver „unner Beobachtung

aller Vorsichtsmaßregeln, wohlverwahrt“ eing'schickt, wie's im B'richt g'schtanne isch. Naa — ich sag' Nix als desß — der blau Deuwel kann's alleweil dene Beamte recht mache!“

### Die Verlobung auf dem Birnbaume.

„Barbara — Barbara — Barbara! Hörst du nicht — wo hat der Deihnter wieder das Wochenblatt hingebracht?“ So schrie der Herr Kaufmann Eichler in Steinbach seiner liebenswürdigen Base zu, die in der Küche herumhantirte.

„Werd' ich gar noch für die Verlegerin des Wochenblattes gehalten“, gab sie spöttisch zurück.

„Nur keine schlechten Witze — wo ist das Blatt?“

„Hat denn der Herr Better vergessen, daß heute blauer Montag ist, wo keines erscheint?“

„Gleichviel, aber selbst wenn eines gekommen wäre, hättest du's doch verschleppt mit deiner vermaledeiten Puderei. Das muß ein Ende nehmen, oder es passirt was!“

„Herr Zimine, was ich mich fürchte. Hat der Better wieder einmal eine Gemüthsbewegung nothwendig. Nimm dich in Acht Paulchen, bei mir kommst du heute an die Unrechte.“

Es war ein nettes Paar, welches so liebenswürdig besetzte. Er ein langer, hagerer lebkuchenfarbiger Junggeselle, der ein halbes Jahrhundert längst überschritten, mit einem Gesichte so langweilig, daß er alle Augenblicke selbst darüber gähnen mußte. Sie fett und kurz, wie ein Hasen voll Rindschmalz, aber mit einem Mundstücke versehen, gegen das eine Klappermühle ein Rinderspiel war. Er der Better, sie die Base — er führte den Laden, der Alles enthielt, was man in Steinbach brauchte vom seidenen Band bis zum Pickelhäring; sie führte die Haushaltung, und schon seit Jahren wunderte sich Alt und Jung, warum sich die Zwei nicht heiratheten, da sie sich so schön ergänzten. Was er zu mager, sei sie zu fett; wenn er immer gähne, schnattere sie, und händeln konnten sie gerade, wie wenn sie schon lange verheirathet wären; Geld hätten sie auch, also warum nicht?

Ja warum nicht? So hatte sich die holde Barbara auch schon gefragt.

Herr Paul merkte, daß er wirklich an die Unrechte gekommen; er hatte eigentlich auch den Zanfapfel nur vom Baume gebrochen, um sich die nothwendige „Gemüthsbewegung“ zu machen. Jetzt hatte er seinen Zweck erreicht, rechte die langen, mit grauen Schreibärmeln umhüllten affenartigen Arme bis an die Decke seines niedern Ladens und — gähnte fürchterlich.

„So“, sprach die holde Barbara, „so da ist der Kaffee, Paulchen — der thut dir gut, er versüßt den Gallengeschmack, den du im Munde hast.“

„Paßt für dich und dein kleffiges Mundwerk, und er stärkt deine alten Knochen.“

O Kaffee, du edler Trank,  
Du stärkst mir alle Glieder!“

„Richtig“, fuhr Barbara fort, indem sie die meckernde Stimme des Betters nachahmte, „richtig:

Erfreust die Menschen jung und alt,  
Bewegst auch die Gemüther.“

Da fuhr der alte Junggeselle grimmig auf wie eine Rakete; er hatte den giftigen Hohn wohl gemerkt. „Gemüthsbeziehung“ war sein Gewohnheitswort. Bei ihm gab es dumme und ge-scheite, kleine und große, schwere und leichte, gesunde und ungesunde und weiß der Himmel noch was Alles für Gemüthsbeziehungen. Seit ihm aber der Rathschreiber den Spottnamen „Gemüthspaul“ aufgebracht, wurde er fast des Teufels, wenn man ihn darüber aufzog. So stürzte er auch jetzt in dem Laden hinaus, schnappte vor Zorn nach Luft und ließ in Ermanglung eines andern Gegenstandes seine Wuth an einem Bündel Stockfische aus, den er aus einer Ecke in die andere schleuderte.

Endlich ließ er die armen Stockfische in Ruhe; er hatte einen Entschluß gefaßt. Mit zusammengekniffenen Lippen und grinsendem Lächeln trat er in die Wohnstube, wo die Base nach geschlürftem Mokka am Strickstrumpf saß. „Barbara“, begann Herr Eichler, „Barbara, zwischen uns ist das Tischtuch zer schnitten; du hast mich heute so schwer beleidigt, daß ein Haus uns nicht mehr beherbergen kann!“

„Ach was dummes Zeug“, antwortete die liebenswürdige Base, „wir zanken uns alle Tage und bleiben doch bei einander.“

„Nein — jetzt ist's aus. Vieles hast du mir schon gesagt, was ich nicht hätte dulden sollen, allein das ist noch nicht dagewesen. Verse machst du auf die Gemüthsbeziehung — das stößt dem Faß den Boden aus. Fort, wir sind geschiedene Leute, mach, daß du aus dem Hause kommst.“

„Pressirt's so“, fragte mit größtem Gleichmuth die Base, „ich werd doch erst noch packen dürfen — es ist nur wegen der Gemüthsbeziehung.“

„Weib, ich vergreife mich an dir“, schrie der Wüthende und wollte auf die liebenswürdige Barbara los, welche die Thüre krachend hinter sich in's Schloß warf. Herr Paul trat in seinen dustenden Laden und griff nach dem Instrumente, welches ihm am besten über die Gemüthsbeziehung hinweghalf, nach der Fliegenklappe. Als er Schaaren von Ungeziefer getödtet, kehrte allmählig die Ruhe

zurück, und er pflanzte sich an der Ladenthüre auf und schaute spazieren.

Da hört er auf einmal ein dumpfes Gebrülle von der untern Straße herauf, dem ein ähnlicher Laut von oben herab antwortete und zu seiner größten Verwunderung sah der biedere Hagestolz von der einen Seite den Gemeindefasel brüllend an-traben, während ein zweiter Stier in ernster Würde von der andern Seite heranschritt. „Donnerwetter, das kann hübsch werden“, dachte der Zuschauer, jetzt hat der läderliche Hirte das eine Unthier aus dem Stalle gelassen, ehe das andere zu Hause war. Kaum 50 Schritte von Pauls Ladenthüre stießen die gewaltigen Kämpfer zusammen. Un-verzüglich erfolgte der Angriff — Stoß auf Stoß. Die Hufe der wüthenden Bestien knirschten auf dem Pflaster; weißer Schaum trat ihnen vor die Mäuler, und ihr Brüllen tönte wie das Rollen des Donners.

Ein Stiergefecht hatte der alte Hagestolz noch nie gesehen — das war eine Gemüthsbeziehung aus dem ff. Er trat vor die Ladenthüre und jubelte laut, wenn einer der Streiter die Oberhand zu gewinnen schien; vor lauter Aufregung trat ihm selbst der Schaum vor den Mund, den er mit seinem brandrothen Baumwolltaschentuch abwischte.

Endlich siegte der eine Stier und der andere entfloh. „Hurrah“ rief Paul dem Sieger zu und schwenkte sein rothes Taschentuch. Das wüthende Thier sah kaum die Manöver des kampfliebenden Krämers, als es neuerdings ein Wuthgebrüll ausstieß, den Boden stampfte, mit hocherhobenem Schweif und gesenkten Hörnern auf seinen unglücklichen Bewunderer losstürzte. Voll Entsetzen entfloh dieser mit 3 Sprüngen durch den Laden nach dem Hofe, und da gerade eine Leiter an einem Birnbaume stand, mit Affengeschwindigkeit in dessen schützende Zweige.

Er war geborgen; im Laden aber rumorte es fürchterlich. Von seinem lustigen Sitze aus konnte er die entsetzlichen Zerstörungen mit ansehen, welche das tolle Vieh im Laden anrichtete. Essig-, Del-, Petroleum- und Häringsfässer rollten durcheinander; Bänder, Seidentücher und Baumwollstoffe flogen in Fegen umher; Tabakspackete, Cigarrentisten und Zuckerhüte wurden zerstampft — es war ein wahrer Jammer; der Ladentisch mit den Wagen und der Tageskasse wurde umgestürzt, daß das schöne Geld auf dem Boden rasselnd umherrollte und endlich — Herrgott! — erkrachte die in den Hof führende Glas-thüre, und das Unthier stand schnaubend unter dem Birnbaum.

In diesem Augenblick erschien Barbara, durch

den Lärm aufmerksam gemacht, an dem Fenster ihres Stübchens.

„So Paulchen,“ rief sie höhnisch, als sie die Sachlage überhaut, „so Zuckerpaulchen, das ist ja eine recht hübsche Gemüthsbewegung.“ „Am Gotteswillen schweig; sonst merkt das Vieh, daß ich da oben sitze,“ krächzte halblaut der Geängstigte.

Zu spät — durch das Zwiegespräch war der Stier auf ihn aufmerksam geworden, trabte zum Birnbaum, warf die Leiter um und fing an, den nicht übermäßig dicken Stamm zu bearbeiten, daß der unglückliche Krämer sich mit beiden Händen festhalten mußte, um nicht herabzufallen.

„Barbara hilf,“ jammerte er, „das Vieh reißt

Versprechen. Nein, Paul, für die Spagen auf dem Dache opfere ich mein junges Leben nicht.“

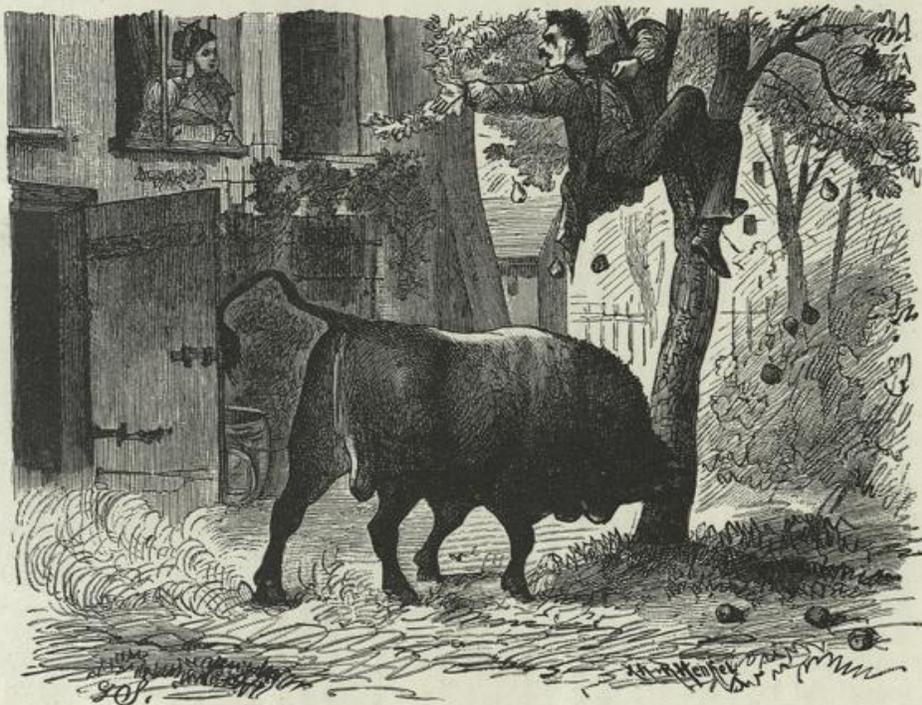
„Verlange was du willst, ich werde es dir geben und wäre es ein blauseidenes Kleid!“

„Pump!“ erdröhnte der Birnbaum von Neuem unter dem wuchtigen Stoße des wüthenden Unge- thüms. „Barbara hilf!“

„Meinst du, um ein Kleid gehe ich für dich in ein Stiergefecht? Ich verlange einen höheren Preis!“

„Pump! Pump! Gute Barbara hilf! Ich will dir ja Alles geben, was ich hab und noch dazu einen Goldschmuck mit einem ächten Stein!“

„Pump! Pump! Pump! Der Baum erzitterte bis in die Pfahlwurzel hinab und neigte sich zur Seite.



den Baum um — es ist mein Ende. Du warst immer ein gescheites Weibsbild — schaff mir das Vieh fort. Ich will — ich geb' dir ein neues Halstuch!“

„Ja was soll ich thun — ich bin zu schwach, ich kann dich nicht retten.“

Der Stier wurde durch die Unterhaltung immer toller, stampfte mit den Füßen, wühlte mit den Hörnern den Boden auf und schüttelte den Baum, daß die Frühbirnen nach allen Seiten flogen. „Bärchen, Goldbärchen — ich halt's nicht mehr aus — hilf mir. Das Satansvieh wirft mich herab — du sollst wieder bei mir bleiben, ich vermach dir mein Geld, ich geb' dir was du willst!“

„So,“ meinte Barbara, „dich kenne ich, wenn du den Stier los bist, dann vergißt du alle deine

„Heilige Barbara hilf!“ schrie der Verzweifelte.

„Der Goldschmuck wäre mir schon recht, aber — aber als Brautschmuck würde er mir noch besser gefallen.“

Jetzt noch ein Stoß des Stiers und dem Paul fuhr es heraus wie ein letzter Seufzer: „In Gottes Namen, so will ich dich heirathen — aber liebe, liebe Barbara, jetzt mußt du mir helfen!“

„Gut,“ sagte die Holde, „ich will thun, was in meinen Kräften steht; halte dich nur still, dann wird das Beest auch ruhiger.“

Sie entfernte sich und Freund Mumi, der nicht mehr sprechen hörte, und auch sein Mütchen geküßt hatte, legte sich als Schildwache in den Schatten unter den Baum. Die Heldenjungfrau Barbara

schaffte Wurfgeschosse aller Art herbei: Alte Töpfe, Pfannen, Schürhaken, ein paar Holzscheiter und eine Torfkiste. Sie begann die Beschießung. Es zeigte sich, daß die dicke Jungfrau gar keine üble Schützin war. Das erste Stück Holz zwar ging fehl, das zweite aber flog dem Stier so gewaltig in die Wampe, daß es dröhnte, wie wenn ein hohles Faß getroffen worden wäre, und als ihm nun gar die Torfkiste an den Kopf flog, stand er tief brummend auf.

„Bravo, bravo Bärbelchen“, schrie der Vogel, der auf dem Birnbaume saß; allein wenn nicht ein unerwarteter Helfer in der Noth gekommen wäre, hätte die Belagerung wohl noch kein Ende genommen. Es war des Nachbarn Rattenpinscher Hektor, den der Spektakel in den Hof gelockt und der den Stier aus allen Kräften anklaffte. Herr Paul hegte den Köter in bestmöglicher Weise, und Barbara setzte mit ungeschwächten Kräften die Bombardirung fort, so daß der eble Belagerer nach einigen vergeblichen Angriffen auf den winzigen Gegner die Sache satt bekam und verfolgt von dem nachklaffenden Hektor zum Hofthor hinaustrollte.

„Hurrah — der Sieg ist unser!“ grölte der befreite Dütenkleber vom Baum herab, „Barbara, stell' die Leiter an. Das war ein Tag, diese Gemüthsbeziehung soll mir gedenken.“ Er wischte sich mit seinem rothen Taschentuche den Angstschweiß von der Stirne und reckte die steifen Beine, um den rettenden Ast zu verlassen — ach Gott, die Prüfung und die Gemüthsbeziehung war noch nicht zu Ende.

Plötzlich sumimte, furrte und fauste es in den Nestern des Birnbaumes — es war ein Bienenschwarm, welcher sich denselben zu einem Ausfluge ausersehen. Unklugerweise schlug nun Paul mit seinem rothen Unglückslumpen um sich herum; das erbohte Bienenvolk fiel über ihn her und zerstückte ihn jämmerlich. Ohne die Leiter abzuwarten, sprang der Gequälte vom Baum und flog in das Haus, hinter ihm drein die holde Braut und noch etliche kampflustige Insekten.

Die kluge Barbara schaffte einen Kübel mit befeuchteter Erde herbei und beplasterte damit Kopf und Gesicht ihres so kühn erworbenen Bräutigams, daß er ausah wie eine franke Kartoffel.

Als die Schmerzen etwas nachließen, blinzelte Paul aus den verschwollenen Augen seine Barbara an und sagte mit gerührter Stimme:

„Barbara — Bärbelchen, das war

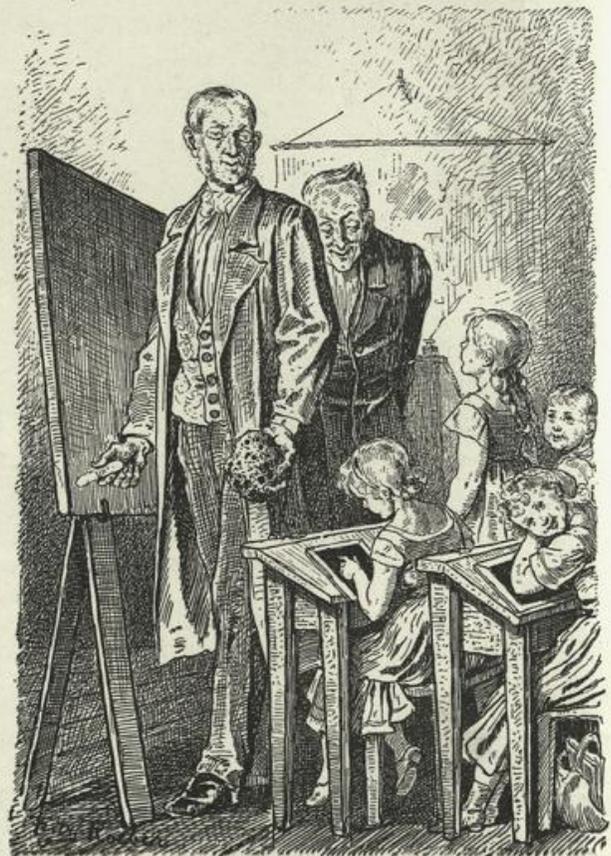
ein Tag — die Gemüthsbeziehung . . ., nein das verfluchte Wort soll mir nicht mehr über die Lippen kommen, hoffentlich hat sich Alles zum Guten gefügt. Sonst, sagt man, werden die Ehen im Himmel geschlossen — die unfrige aber kam auf einem Birnbaum zu Stande. Doch sei dem wie ihm wolle. Ich hab' dich kennen gelernt in der Noth, du bist ein Prachtweib. — Du und der Rattenpinscher, ihr seid meine Schutzengel gewesen. Was ich versprochen, werde ich halten!“

„Paul,“ schluchzte Barbara, „Paul, du bist der edelste . . .“ und wischte sich mit dem Schurzzipfel eine Thräne der Rührung aus dem linken Auge.

„Um Gotteswillen, Bärbel, nur keine Gemüthsbeziehung mehr — es wäre mein Tod.“

### Der überbotene Kunstgriff.

Es war einmal ein Schulinspektor, der aber nicht dabeiblieb, obschon er von oben und unten gut gelitten war. Der hielt einmal Prüfung ab in einer Dorfschule bei Hepplau. Da kamen auch die Mädchen d'ran und zwar an's Anschreiben und Ausprechen der Zahlen. Der



Lehrer, welcher von Haus aus ein Rechenkünstler war, aber für sich Nichts zu rechnen brauchte, weil Alles Null von Null aufging, hatte diesen Gegenstand aus purer Liebhaberei recht gründlich eingepaukt. Da es nur so herunter-schnurrte, wie ein aufgezogener Wecker, so kam dem Herrn Bisitator der Verdacht, das Ding müsse den Mädchen mechanisch eingebrüllt worden sein. Und um dahinter zu kommen, ersann er einen Kunstgriff. Er nahm jetzt selbst die Kreide in die Hand, stellte sich an die Schultafel und forderte des Dorfbäckers Toni auf, nun auch ihm einige Zahlen zu diktiren. Die Schülerin gab an: 136. Der Kreissschulinspektor aber schrieb 631. Alles stutzte; doch irren ist menschlich und selbst ein Examinator ist nicht immer unfehlbar. Der Lehrer wollte indeß seinen Vorgesetzten vor der Jugend nicht blossstellen und schwieg. Die pfliffige Toni, um den Fehler bemerklich zu machen, diktirte jetzt 631, der Herr Schulinspektor aber schrieb mit trockener Amtsmiene 136. Nun blickten die Mädchen großäugig ihren Lehrer an: sollte er sie mit den Einern und Hundertern in ein verkehrtes Verhältniß gebracht haben? — Der Inspektor aber verlangte ruhig noch eine Zahl. Toni diktirte: 333 und fügte halblaut hinzu: „So, jetzt schreibet, wie Ihr went!“

### Eine blutige Kirchweih.

Es wäre manchmal doch gut, wenn Einer seiner Frau besser folgte. Wenigstens die Münchweihener Kirchweih hätte für den Blechnerandres in jenem Fall ein besseres Ende genommen.

„Aber gelt, Andres, Du kommst mir bei Zeit heim, es thut mir allemal so grausig ahnd nach Dir, wenn ich so mütterseelenallein mit der Strickete an's Kanderle's\*) Wieg' sitz! Und gelt, Du giebst mir recht Acht auch, daß Dir Nichts passiert, wenn Du auf dem Kirchenthurm droben bist!“

So sprach die Marie, dem Blechnerandres seine junge Frau; sie waren erst ein Jahrlein verheirathet, der Kanderle war ihr Erstgeborener, ein prächtiger Bub, wie ein Pojaunenengel. Der Andres war sonst kein unartiger Ehemann, im Gegentheil, er hatte seine Marie so lieb wie seinen Augapfel, war fleißig und brav und sein Geschäft, die Blechnerei, verstand er aus dem ff. Er hatte mit dem Münchweihener Kirchenvorstand den neuen Blechknopf auf dem Kirchenthurm dafelbst veraccordirt; der Knopf war nun fertig bis auf's Anstreichen oder eigentlich bis auf den letzten Anstrich. Der Andres dachte auch im halben Nachmittag wieder daheim zu sein, denn

\*) Kander, Abl. für Alexander.

Münchweihener ist von Dürmlingen nur anderthalb Stunden entfernt. Aber freilich der Mensch denkt —

Der Andres ist auch bald in Münchweihener hüben, und der Knopf bald angestrichen, aber just, wo er 's legt' Gerüstholz wieder in den Kirchenthurm hineinzieht, geht drunten beim Stubenwirth die Tanzmusik los.

„Herrgöttle, wenn ich jetzt nur meine Marie bei mir hätt!“ denkt halt der Andres, und er hätte doch bei den Glocken droben gewiß eher an's Beten, als an's Tanzen denken sollen. Freilich tanzen kann er wie ein Pariser, und wo er noch ledig gewesen ist, haben sich die Mädle auf dem Tanzboden schier gerissen um den Andres.

Zum Unglück hat der Heiligenpfleger grad Geld in der Kasse und zahlt den Thurmknopf gleich aus bei Heller und Pfennig. Da reibt der Andres vergnügt ein Zweimarkstückle im Hosensack zwischen Daumen und Zeigefinger und denkt, es mag heut schon ein Schöppllein mehr erleiden und ein Stückle Kalbsbratis. Und die Musik hat man für umsonst dazu. Als nun das Schöppllein verdrückt ist und das Stückle Kalbsfleisch dazu, denkt der Andres: „Das Zusehen auf dem Tanzboden kost' und schad't ja nichts!“

Aber kaum auf dem Tanzboden, packt ihn 's Burgermeisters Luis, die beste Tänzerin, am Flügel, und aus einer Tour werden ihrer jetzt sechs und sieben und aus einem Schöpplle zuletzt auch ein halb Duzend. Dann kommt noch der Metzgerfriz von Dürmlingen, sein Schul- und Militärkamerad und Gevattersmann zc. —

Daheim aber ist's schon Elfe und der Andres ist noch nicht da. Die Marie sitzt grausig einsam mit dem Strickete an's Kanderle's Bettlädle und denkt an dies und das. Der Andres hat ein schweres Handwerk und 's ist alleweil zu fürchten, daß er einmal von so einem Kirchenthurm oder Dach herunterfällt.

Wichtig, wie sie so denkt, geht draußen auf der Gäß ein Weltspektakel los, und kommt näher und näher.

„Frau Marie“, ruft Einer draußen, „aufmachen, es ist was passiert, wir haben Deinen Mann!“

Der Marie fährt's in's Herz wie ein Metzgermesser und wie sie hinausleuchtet mit dem Licht, da haben sie ihren Mann leblos, über und über in Blut gebadet.

„Nein“, sagt einer der Männer, „vom Thurm gefallen ist er nicht, aber auf der Kirbi haben sie ihn geschlagen, die rohen Flegel, ihn und den Metzgerfriz!“

Bald kommt auch der benachrichtigte Physikus zur Legalinspektion. Der Andres liegt auf dem Stubenboden und giebt kein Lebenszeichen.

„Es ist doch gräßlich“, sagt der Herr Phy-

sikus, „einen Menschen so zuzurichten um nichts und wieder nichts. Die Gesetze sind eben doch nicht streng genug!“

Der Herr Physikus schickt nach dem Balbirer, dem Schmauderer; der aber ist schon auf dem Weg gewesen und kommt mit einem Gelächter, daß die Stubenfenster zittern.

„Herr Physikus“, sagt er, indem Lachkrämpfe beständig seine Rede unterbrechen „den Patient wollen wir für heut in seinem Blut liegen lassen,



bis er seinen Glanz verloren hat. Frau Marie, hat Sie vielleicht ein Wichstuch oder so 'was, daß nicht das ganze Bett voll Delfarb wird?“

„Wie — was?“ stotterte der Herr Physikus und lächelte sauerfüß.

„Drum sind der Andres und der Metzgerfritz“, lachte der Schmauderer fort, „heut Abend von der Münchweiherer Kirbi heim, jeder mit einem gehörigen Aff, und wie sie über's Kronenbächle haben hopfen wollen, haben sie das Uebergewicht gekriegt und des Andres rother Farbhafen ist ihm und dem Fritz über den Kopf geloffen!“

Der Andres und der Fritz hätten aber am andern Tag viel drum gegeben, wenn's anders gewesen wäre.

„Lieber“, sagt der Metzgerfritz, ein rechtschaffener Loch im Kopf, als einen Farbhafen drüber und das Gespött ohne End!“

### Ein Wunder.

Daß Göthe ein großer Dichter war, außer Schiller der größte, den die Deutschen haben, wissen die kleinen Buben anfangs in den Dorf-

schulen. Aber daß einmal ein rechtschaffenes christliches Wunder durch ihn geschehen ist, das wissen die Schulbuben nicht. Ein Heiliger freilich ist der Göthe nie gewesen, weder ein kleiner noch ein großer, sondern gar keiner. Göthe studierte als junger Student in Straßburg, und zwar auf Advokat, und mit ihm noch mehrere andere deutsche Jünglinge, denn in Straßburg war vor hundert Jahren, wie jetzt wieder, eine deutsche Hochschule. Zu Göthe's Kameraden gehörte auch ein junger Mann mit Namen Jung-Stilling, ein Westphälischer, der später viele theils schöne, theils fromme und dunkelsinnige Bücher geschrieben, aber auch als Augenarzt viel blinden Menschen das Augenlicht wieder gegeben hat. Die jungen Leute wissen von diesem Jung-Stilling in der Regel nimmer viel, zwar die Alten auch nicht. Hebel aber hat als Kirchenrath mit dem Hofrath Jung-Stilling in Karlsruhe eine Zeitlang zusammengelebt und großen Respekt gehabt vor dem Mann, obwohl sie nicht in allen Stücken eines Sinnes waren.

Also Göthe und Stilling studierten in Straßburg miteinander, letzterer auf Doktor. Seine Kameraden, insbesondere Göthe, hatten Geld im Ueberfluß, Jung-Stilling knapp zum Leben. Das viele Geld hat ihm überhaupt nie einen Schubladenboden 'nausgedrückt. Dabei aber war Stilling doch immer fröhlich und guter Dinge; er hatte ein felsensfestes Gottvertrauen und war dabei doch ein grundgescheidter Kamerad. Manchmal gab's über Tisch und sonst ein wenig Stichelei auf die Frömmigkeit Stilling's, aber er zog sich meistens mit Manier aus der Schlinge.

Eines Tags bemerkte Göthe, daß Stilling über Tisch außerordentlich trübfinnig war, und das war sonst gar nicht seine Art. Da aus ihm nichts herauszubringen war, so machte sich Göthe am Nachmittag, ohne Wissen Stilling's, hinter dessen Hausherr. Der beichtete, Stilling habe übermorgen einen bedeutenden Wechsel zu bezahlen; das Geld, das von Haus kommen sollte, sei ausgeblieben, und Stilling gehörig in der Klemme. Ein Wechsel ist bekanntlich gefährlicher als ein Pistol, denn er geht stets zur rechten Zeit los.

Am andern Tag bringt Göthe über Tisch das Gespräch auf die Wunder in der Bibel und behauptet, es gehe in der Welt alles mit natürlichen Dingen zu. Stilling hält ihm gehörig Widerpart und bleibt fest dabei, Gott wirke noch Wunder, wie zur Zeit Eliä des Propheten.

Am Nachmittag sitzt der Stilling trübseelig in seiner Studierstube mitten im Zimmer am eichenen Schragentisch. Zwar die Sonne scheint hell herein ins Zimmer, die Vögel trillern und

zwitschern, auf dem Tisch steht im einfachen Blumenglas ein duftender Strauß, aber morgen — morgen!

biesen eine Rolle Theresienthaler in Deine Bude praktizirt?"

„O nein“,

entgegnete ebenfalls lachend Stilling, „ein Engel hätte besser getroffen, und mir nicht mein Blumenglas zerbrochen; aber so gut Gott dem Elias durch ein Rabenmaul aus der Noth half, so gut kann er heutzutage durch einen groben Flegel von Weltmenschen helfen!“

Da gab's erst ein jubelndes Gelächter am ganzen Tisch, das, als der erste, Göthe selbst anstimmte, und ward von dieser Stunde an dem Stilling nur noch mehr zugethan.

Dieses Stücklein hat ein leiblicher Enkel Jung-Stilling's dem „Rheinländischen“ erzählt, der's aus Stilling's eigenem Munde vernommen hat.

Der Hausfreund aber ist der Meinung, ein solches Wunder ließe sich auch ein und der andere geneigte Leser gefallen, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei auch noch ein Tintensfaß in Scherben ginge.



Auf einmal fliegt durch's Fenster ein schwerer Gegenstand, wie ein Stein, dem Stilling mitten auf den Tisch, und das Blumenglas geht in Scherben, schier auch noch das Tintenglas daneben.

Stilling, empört über die Unthat, springt an's Fenster, aber auf der Gasse ist weit und breit Niemand zu sehen. Er kommt wieder an den Tisch, und nimmt nun erst wahr, daß der vermeinte Stein eine schwere, versiegelte Geldrolle ist, mit Stilling's einfacher Adresse von unbekannter Hand. Sie enthält gerade den Betrag des Wechsels.

Stilling dankte Gott mit einem heißen Dankgebet und ahnte etwas von dem Hergang des Wunders. Aber sein Hausherr wollte nichts wissen.

Andern Tags bringt der nun wieder in altem und gewohntem Frohsinn am Tisch sitzende Mediziner Stilling das Gespräch von selbst auf die Wunder und erzählt das Vorkommniß mit einem durchdringenden, fragenden Blick auf Göthe.

Dieser konnte das Lachen nicht ganz verbeißen und sagte: „Ja aber um Gotteswillen, Jung, glaubst Du denn, unser Herrgott hab den Erzengel Gabriel gestern nach Straßburg geschickt und Dir durch

### Der Gescheitere gibt nach.

Die Sackgasse in Konstanz ist bekanntlich sehr enge, und die hohen Giebelhäuser stehen namentlich links in dichtgedrängten Reihen. Da wohnte vor Zeiten ein ehrfamer Schneidermeister hoch oben in einem dritten Stockwerke. Weil er aber kinderlos war und doch auch seinen Spaß haben wollte, so schaffte er sich zu seiner alten Valentine noch eine Wachtel an, so eine von der Sorte, die einen kräftigen Schlag hat, that sie in einen Käfig und hängte sie vor's Fenster. Und weil er das Thier gut hielt, so lohnte es die Pflege durch immer häufigere Proben seiner weithin schallenden Stimme, besonders des Morgens, so daß oft schon vor fünf Uhr die ganze Nachbarschaft aus dem Bett geschlagen wurde.

Nun wohnte dem Schneider gerade gegenüber ein behäbiger Stadtrath, Namens Willibald. Dieser ließ sich zwar in seiner Nachtruhe durch keine Wachtel stören; allein er hielt sehr viel auf ein gemüthliches Mittagsschläfchen, weil er da am bequemsten über das Wohl und Weh seiner Vaterstadt nachdenken konnte, und da ärgerte es ihn, daß des Schneiders Federvieh

den Faden seiner Gedanken immer dann entzweirte, wenn er gerade im Begriffe war, einzunicken. Was brauchte er sich denn als Stadtrath diese Geistesstörung gefallen zu lassen? So ließ er also kurzer Hand dem Nachbar sagen, er solle seine Wachtel hinten hinaushängen, wenigstens des Mittags um halb Zwei.

Das verdroß den Schneider gottlos; denn er hatte von städtischer Seite auf Anerkennung seiner Vogelzucht gerechnet, und weil Herr Nachbar Willibald längst nicht mehr zu seiner Kundschaft gehörte, so that er demselben kund und zu wissen:

für vollblütige Leute sei das Schlafen nach Tisch ungesund — der Vogel bleibe hängen; denn der Wachtelschlag sei ein probates Schutzmittel gegen Hirnschlag; zudem gezieme es einem wohlblütigen Stadtrathe, für öffentliche Kundgebungen stets ein offenes Ohr und wachsame Auge zu haben!

Dieser Spott war dem verdienten Gemeindebeamten denn doch zu arg. Sofort verklagte er den Schneider beim Polizeigerichte u. verlangte, daß seinem Widersacher der Vogel hinweg, entweder hinein oder wenigstens hinten hinaus gesprochen werde.

Darauf hin ließ der Richter beide Theile vorladen, um zunächst einen Versöhnungsversuch mit ihnen anzustellen. Nachdem derselbe aber daran gescheitert war, weil keiner von Beiden nachgeben und der Gescheitere sein wollte, so that er den weisen Ausspruch: „Nach § so und so kann Jedermann seine Hausthiere aufhängen wo er will.“

Der Schneider hätte damit zufrieden sein können. Aber was that er? — Vom Bosheitssteufel geritten, lief er und kaufte zu seiner Wachtel noch

eine Spottdroffel und hängte sie an's andere Fenster. Beide Vögel wetteiferten, die Sackgasse zu beleben; Rath Willibald aber sann indessen auf Selbsthilfe und brütete Rache.

Eines schönen Morgens erschienen Maurer und Zimmerleute in dem Hause des Stadtraths, brachen ein Loch in die Frontmauer und befestigten außerhalb demselben mit Hacken und Klammern einen großen eisernen Käfig. Bedenklich schüttelten die Nachbarn die Köpfe, und der Schneider meinte schon, dem Herrn Rath müsse in seinem Dachstuhl eine Hirschschraube losgegangen sein. Doch

plötzlich, Welch' eine Ueberraschung! In dem Riesenkäfig erscheint ein stattlicher Geisbock und macht so zierliche Sprünge u. meckert so einladend, daß in kurzer Zeit die halbe Stadt herbeigelaufen kam, um diese unentgeltliche Menagerie zu besichtigen.

In der folgenden Nacht konnte der Schneider wegen solch unzarter Anspielung auf seinen Künstlerberuf gar nicht zur Ruhe kommen. Wie er nun so schlaflos dalag, wurde ihm endlich klar, daß er eigentlich doch der Gescheitere sei und folglich nach-

geben müsse. Und in der That, noch ehe der Morgen graute, war die Wachtel sammt der Droffel vor seinem Fenster verschwunden. Der stadträthliche Bock aber trieb noch einen vollen Tag sein drolliges Unwesen zum unbändigen Vergnügen der gaffenden Menge.

Das Mauerloch, vor welchem der Bockskäfig gehangen hatte, ist heute noch von einer großen Steinplatte bedeckt mit der moralischen Inschrift:

„Das, was rumort im obern Stock,  
„Häng' nicht an einen freien Ort:  
„Sonst meckert dir des Nachbars Bock  
„Die Droffel sammt der Wachtel fort.“





### Die Ursachen der Erdbeben.

Der geneigte Leser hat doch wohl selbst schon einmal ein Erdbeben verspürt. Vielleicht ist er gerade des Nachts vom Wirthshause heimgelangen und hat da wahrgenommen, wie unheimlich es einem zu Muth wird, wenn der Boden unter den Füßen wackelt. Vorsichtiger Weise hat er natürlich seinen Schrecken verschwiegen und auch seiner Frau nicht gesagt, daß er eine schwankende Naturerscheinung beobachtet habe. Erst des andern Tags, als dieser und jener von dem nachmittäglichen Erdbeben spricht, und daß die Thurmuhr still gestanden sei und in verschiedenen Häusern die Tische und Bänke genottelt und die Sparren und Bettladen gefracht hätten des Nachts um halb drei Uhr, da rückt er heraus und erzählt, daß auch ihm die Straße geschwankt habe, wälzt aber alle Schuld auf die Erde; er selbst sei so nüchtern gewesen wie der türkische Sultan.

Nun freilich, wenn die Sache nicht schlimmer ausfällt wie so, dann braucht man den guten

Humor nicht zu verlieren. Wenn aber unter furchtbaren Stößen und mit donnerähnlichem Grollen die Grundfeste der Erde erzittert und krachend die Häuser wanken und stürzen und die Menschen von wahnsinniger Furcht ergriffen in's Freie sich flüchten; wenn eine blühende Stadt, wie Ngram oder Chios in wenigen Minuten in einen Schutthaufen zerfallen: da freilich staunt der schwache Erdensohn bestürzt die Verheerung an, welche die Zerstörungswuth elementarerer Gewalten angerichtet hat. Und solche Verheerungen wie diese gab es schon viele. Denn seit Menschengedenken vergeht kein Jahr, ja kein Monat, vielleicht kein Tag, an welchem nicht da oder dort ein Erdbeben stattfindet; tausende von Ortschaften sind schon durch sie zerstört und Millionen von Menschenleben dem unheimlichen Walten dieser Naturkraft zum Opfer gefallen. Welches ist aber die unheilvolle Naturkraft? Wo hat sie ihren Ursprung? Welchen Gesetzen muß sie gehorchen? Das sind Fragen, über

welche freilich die Gelehrten noch nie einig waren und sogar bis in unsere aufgeklärte Zeit herein einander darob in den Haaren liegen. Darum möchte es der Hausfreund fast lieber mit den alten Juden halten, denn diese glaubten einfach, der Baumeister der Welt sei auch derjenige, vor welchem die Welt erbebt. Im 59. Psalm heißt es: „Jehova, du warst zornig; du bewegtest die Erde und erschüttertest sie; heile ihre Brüche wieder.“ — Die alten Griechen hatten schon eine menschlichere Auffassung von der Sache. Jupiter, der oberste der Götter, halte trotzige Riesen, Titanen genannt, auf der Insel Ischia unter der Erde gefangen; diese speien Feuer, stöhnen und brüllen wie gereizte Löwen, so daß allerlei Schredensteine aufsteigen aus dem Innern des Gebirges. Der Riese Eufelas aber liege im Schlunde des Vulkanes Atna, und wenn er sich nur rühre, so erzittere ganz Sizilien. — Die Römer in ihrer nüchternen Naturanschauung hielten zwar Feuer und Wasser für die Ursachen der Erdbeben; ihre Priester aber legten dieselben aus als Rundgebungen ihrer opferdurstigen Götter.

Darum ordneten sie Feiertage an und veranstalteten Opferfeste, nicht aber diesem oder jenem Gott zu Ehren, sondern nur so im Allgemeinen; sie fürchteten nämlich, den Unrechten zu treffen, dadurch die Eifersucht der andern Gottheiten zu erregen und das Uebel nur noch ärger zu machen.

Ähnliche Vorstellungen von den Ursachen der Erdbeben haben verschiedene wilde Völker heute noch. So z. B. meinen die Indianer, ihr Herrgott wolle von Zeit zu Zeit Volkszählung halten. Wenn er nun so oben vom Himmel herunterblicke, da sei immer ein Theil der Erdenkinder in den Hütten verschlupft, wie Ameisen in ihrem Baue. Damit diese nun auch herauskämen, erhebe er sich von seinem Sitze und erschüttere durch seinen Fußtritt die Erde — dann rausche und summe es da unten wie ein Bienenschwarm, und schon an der Stärke dieses Geräusches könne er die Volksziffer abschätzen. Daher kommen denn auch die Indianer, sobald sie nur die leisesten Spuren eines Erdbebens verspüren, allesammt vor ihre Hütten, rennen umher, stampfen den Boden und schreien aus vollem Halse: „Herr, hier sind wir, hier!“ — Die Japanesen, die so oft von Erdbeben heimgesucht werden, nehmen die Sache nicht mehr so ernsthaft. Sie haben die Vorstellung, als ob die Erde eine im Weltmeer schwimmende Insel sei. Da komme es denn bisweilen vor, daß ein ungeheurer Wallfisch daran hinstoße, oder daß sonst ein plumptes Seeungeheuer in seinem Anmuthe mit dem Schwanz das Ufer peitsche, so daß Alles wackle — sonst aber stecke nicht viel dahinter.

Das sind freilich kuriose Ansichten; doch muß man solche eben einer ungebildeten Völkerschaft zu gut halten. Haben sich doch unsere eigenen Vorfahren um kein Nota vernünftigerer Vorstellungen von den Erdbeben gemacht. Um anno 700 herum lebte in England ein großer Gelehrter; er hieß Beda und hatte den Beinamen der Ehrwürdige. Seine wissenschaftlichen Werke übten damals auf die Bildung von ganz Europa den größten Einfluß aus. Dieser Beda lehrte nun, daß ein drachenartiges Ungeheuer, Leviathan genannt, die Erde umschlinge und festhalte. Bisweilen nun ereigne es sich, daß diesem riesigen Unthiere die Sonne etwas heiß auf den Schwanz brenne, und dann werde es zornig und schnappe nach hinten, kein Wunder also, wenn dadurch die Erde in's Schwanken gerathe und ihr politisches Gleichgewicht verlieren will. Und was die Überschwemmungen betreffe, von denen die Erdbeben beiseite zu sein pflegen, so ist zu vermuthen, daß solche von wasserspeienden Seefischen her-

rühren, von denen im Talmud geschrieben steht, daß einer 300 Meilen lang sei, aber trotzdem im Rachen des Leviathan Platz habe.

Mit all diesen fabelhaften Erklärungen wird freilich dem geneigten Leser wenig gedient sein; er kann höchstens daraus ersehen, daß die Ursache der Erdbeben nicht gerade auf der Hand liegt, so daß schon viele gescheite Leute gelebt haben und gestorben sind, ohne dieselbe zu ergründen. Auch der Hausfreund schmeichelt sich nicht, die richtige Erklärung gefunden zu haben; er ist ja kein Naturforscher von Gewerbe. Aber er hat mit gelehrten Männern verkehrt, wie mit den Astronomen N. Schmidt zu Athen, mit Rudolf Falb und Doktor Verich; er hat die Schriften von Alexander von Humboldt gelesen, Bronn's Erdaeschichte und noch manches Büchlein durchstudiert, welches darüber handelt, und so hat er sich doch wenigstens eine Ansicht gebildet, die er dem Leser in Kürze auseinandersetzen möchte. Freilich muß er dabei abermals von Vornen anfangen, wenn er gründlich zu Werk gehen will, und zwar nicht erst bei Adam und Eva, sondern zur Zeit, wo die Erde nagelneu als ein feuerig-flüssiger Tropfen der Hand des Schöpfers entkugeln war, und kugelförmig und weiskühnend in den Weltraum hinausrollte. Das hat freilich kein Mensch gesehen; aber die Naturforscher, welche vermuthlich mit ihren Fernröhren auch bis in die entlegenste Vergangenheit zurückblicken, behaupten es fast einstimmig; darum kann wohl kein vernünftiger Mensch daran zweifeln.

Im Weltraume aber ist es kalt, arg kalt, noch kälter als in Sibirien. Was Wunder also, wenn die blutjunge Erde fröstelte und ringsum eine leichte Gänsehaut bekam! Ja, in der That, sie umkleidete sich mit einer festen Schale, wie alle heißflüssigen Körper thun, wenn sie allgemach verfesten. Diese feste Hülle sah nun ringsum recht nett und satt auf — angezogen wie ein neumodisches, faltenloses Damenkleid. So hätte sie nun allerdings auch bleiben sollen; dann gieng es auf der Welt nicht so uneben her; von Bergen und Thälern gäbe es keine Spur, und unser irdischer Wohnplatz wäre so rund und glatt wie eine Billardkugel. Da kamen aber störende Gewalten, und kaum war das erste Kleid der Erde fertig, als es auch schon zerriss in viele Fäden; denn die Erde war kein todgeborenes Kind, sondern frogte von Leben und jugendlichem Übermuth und dehnte und reckte sich nach allen Seiten. Wie ein Kind, hatte auch sie an allen leuchtenden Dingen große Freude. Kam sie auf ihrer Bahn in die Nähe der Sonne, so streckte sie sich nach ihr, daß es krachte und borst und es ihr

aus allen Fugen quoll. Und kam der Mond in ihre eigene Nachbarschaft, so machte sie es ebenso — bis das schöne glatte Kinderkleid total zerrissen war. Die Astronomen nennen diese Kraft „Gravitation“, hätten aber ebenso gut „Schwere“ sagen können, oder gegenseitige Anziehung der Himmelskörper. Da diese Kraft um so stärker wirkt, je näher zwei Körpermassen sich kommen, so ist leicht erklärlich, daß die Erde, wenn sie in die Sonnennähe tritt, nicht mit allen Punkten gleichsehr nach der Sonne hinstrebt; die der Sonne zugekehrte Halbkugel wird stärker von der Sonne angezogen werden, als die abgekehrte Hälfte. Das bewirkt, daß die Erde ihre Kugelgestalt verliert und die Form eines Eies annimmt, welches mit der Spitze der Sonne zugekehrt ist. Gerade so verhält sich die Erde gegen den Mond. Kommt dieser in ihre Nähe, so nimmt sie gleichfalls die Form eines Eies an und wendet sich jetzt mit der Spitze dem Monde zu. Diese Formverschiebungen der Erde durch den Mond sind wegen der Nähe dieses Himmelskörpers viel bedeutender als die durch die Sonne bewirkten. Tritt aber der Fall ein, daß Sonne und Mond zugleich und auf derselben Seite in die Erdnähe gerathen, dann ist die gestaltverschiebende Kraft verstärkt.

Ja es kann sich ereignen, daß zu gleicher Zeit auch noch ein oder der andere Planet in derselben Richtung in die Erdnähe tritt, z. B. die Venus, der Merkur oder der Jupiter. Dann freilich sollte man meinen, die Erde müsse ganz aus Rand und Band kommen. Dem ist aber nicht so. Die Formverschiebungen der Erde durch den Einfluß der Himmelskörper sind im Verhältnis zu ihrer Größe gerade nicht sehr erheblich, aber immerhin bedeutend genug, um ihnen wenigstens theilweise die Schuld beizumessen, warum die dünnschalige Erde bald nach ihrer Geburt ihre Hülle gesprengt hat und noch fort und fort wieder zu sprengen droht.

Wer das nicht glauben will, den verweist der Hausfreund an den Professor Kalb; der hat haarscharfbewiesen, daß der unsichtbare, tropfbar-flüssige Inhalt unserer Erde ebenso der Ebbe und Fluth unterworfen ist, wie das Weltmeer und daß diese unterirdischen Fluthwellen dem anziehenden Einflusse der Himmelskörper zuzuschreiben seien.

Da die Kälte im Weltraum aber fort-dauert, folglich die Abkühlung der Erde immer weiter schritt, so geschah es, daß die auf oder unter der Oberfläche schwimmenden Trümmer der ersten Erdkruste wieder zusammenbackten wie Eischollen auf den Wellen eines gefrierenden See's, und das zweite Gewand, welches sich um den

Erdball legte, fiel schon etwas dichter, fester aus, war aber nicht mehr so glatt und eben, sondern rau und runzelig. Schon zeigte es die ersten Spuren der werdenden Berge und Thäler. Nun mochte es der Fluthwelle, die z. B. mit dem Monde täglich um den Erdball die Runde macht, kaum mehr möglich sein, diese zweite Schale überall zu zertrümmern; jedenfalls setzten die von den Erdpolen gegen den Aequator hereinwachsenden Krusten den Wogen der inneren flüssigen Erdmasse immer größeren Widerstand entgegen, und wenn es auch da und dort krachte, zum Bersten kam es höchstens an den kaum verarbeiteten Bruchstellen oder da, wo die Schale besonders dünn war, wie rings um den heißen Erdgürtel, wo ohnehin die Fluthwellen am größten sind. Mit der fortschreitenden Erkaltung wuchs aber die Erdrinde allmählig an zu einer beträchtlichen Mächtigkeit, so daß sie sich schließlich um die Fluthwellen im Innern nicht gekümmert hätte, wäre sie nicht durch eine zweite störende Gewalt ergriffen und aus den Fugen gehoben worden, nämlich durch die bergbildende Kraft.

Es gibt nämlich ein Naturgesetz, das heißt: „Wärme dehnt die Körper aus, Kälte zieht sie zusammen“. Diesem Nachspruche ist auch die Erde unterworfen. In dem Maße als die Erkaltung derselben fortschritt, schrumpfte sie zusammen. Dabei ergeht es ihr gerade wie einer vollsaftigen Birne, die man in den Backofen wirft: sie verschrumpft zu einer Hugel — oder wie einer Jungfrau mit runden glatten Wangen — sie wird alt und bekommt Runzeln. Die feste Hülle, welche der Erde also anfangs knapp und satt aufsaß, wurde endlich zu weit, und da das mächtige Felsengewölbe vermöge seines bedeutenden Gewichtes dem flüssigen Erdkerne sich anzupassen strebte, so mußte es sich hier ausbiegen, dort einbiegen, hier sich in Falten legen, dort bersten und sich übereinander schieben. Wie langsam und stetig sich das auch vollzog, ohne gewaltige Rucke und Drucker ging es gewiß nicht ab, so daß der gemüthliche Leser bald merken kann, daß der Hausfreund ihn in die Blüthezeit der Erdbeben hineingeführt hat. Arme Erde, so schön, so rund, so glatt der Hand des Schöpfers entquollen — wie siehst du schon aus! Voller Falten, voller Runzeln, voller Narben, voller Wunden und immer noch keine Ruhe — nach außen die brennende Sonne, die dich anziehen und in ihr Gluthenmeer versenken will, daneben der Mond, der Tag und Nacht um dich herumtanzt, dich neckt und reizt, und deine wogenden Flüssigkeitsmassen zur Fluth erregt — in deinem eigenen Eingeweide aber

eine Hölle gefesselter Flammen, die stets dein Stützgewölbe zu durchbrechen drohen.

Das war für dich eine böse Zeit — du wirst froh sein, daß es damit viel besser geworden ist und daß jetzt so friedliche Geschöpfe, wie wir Menschen sind, auf dir haufen. Und wenn es auch gegenwärtig bisweilen noch in deinem Bauche ein wenig rumort und in deinen steinernen Rippen etwas kracht und bebt, daß die Häuser wackeln und deine ängstlichen Bewohner erschrecken — so sind das doch nur noch die letzten schwachen Zuckungen jener elementaren Gewalt, welche im Laufe der Jahrtausende die Urgebirge der Erde aufgethürmt und die Urthäler ausgehöhlt hat. Und wer solches nicht glauben will, den adressirt der Hausfreund an den Professor Heim in Zürich; der wird ihm erklären, daß z. B. die Alpen der Schweiz nichts anders sind, als die durch wagrechten Zusammenschub aufgestaute, zusammengekniitterte Erdrinde; dieser Gelehrte hat die Hebungen, Wölbungen, Ueberwerfungen, Umkipfungen an den Bergen seiner Heimath studirt, aufgezeichnet, berechnet und — freilich nur auf der Landkarte — auseinandergefaltet und gefunden, daß die jetzige Schweiz früher, als sie noch eben und noch nicht auf dieses kleine Ländchen zusammengeschrumpft war, fast so groß gewesen ist, als das jetzige Deutschland. Da es nun schon raucht, wenn man nur ein seidenes Kleid zusammenknittert, wie muß es erst gekracht, gedonnert, gedröhnt, gezittert und gebebt haben, bis die ursprünglich weithin ausgedehnte, ebene Schweiz sich in diese alpinischen Riesenfalten gelegt hatte, die erst neulich der Hausfreund als Hochgebirge von der großen Mythe aus angestaunt und bewundert hat!

Die Schweiz muß Jahrtausende lang ein Heerd von Erdbeben gewesen sein, die sich weithin durch ganz Europa fortpflanzten. Und jetzt ist es so friedlich dort; starr und stumm ragen die Berge mit ihren schneebedeckten Häuptern zum Himmel empor und nur selten verräth ein unterirdisches Murmeln, ein Bergsturz, ein Erdrutsch oder eine Erschütterung die feindlichen Gewalten, die gefesselt in der Tiefe sich nach Befreiung sehnen. Wie die Schweiz gab es aber noch viele Erdstriche, welche als Schüttergebiete oder als Ausgangspunkte von Erdbeben betrachtet werden können; überall, wo die bergbildende Kraft thätig war, fehlte es gewiß nicht an gewaltsamen Erdkämpfen. Insbesondere mußten jene Gegenden häufig von Beben heimgesucht werden, wo feuer-speiende Berge entstanden sind und thätig waren; denn diese erschienen ja als die unvernarbten Wundöffnungen des Erdkörpers, wo zum Theile heute

noch der feuerigflüssige Inhalt der Erde unter Donner und Getöse, unter Stoß und Beben als Lava herausquillt. Und wie viele alte Vulkane sind bereits erloschen, verschüttet und tief unter Geröll und Schutt begraben! Und wie mancher junge Vulkan mag seine Lavamasse heute noch in die Ritze und Klüfte der bereits sehr mächtigen Erdrinde ergießen, ohne jemals ganz zum Durchbruch zu gelangen, so daß man nur sein unterirdisches Dröhnen vernimmt, kaum ahnend, daß ein so höllischer Feind in der Tiefe Tod und Verderben brüte! Ja die bergbildende Kraft ist gewiß die Hauptursache der Erdbeben.

Da mag nun freilich dem nachdenklichen Leser die Frage aufstoßen: „Sind denn unsere Berge noch nicht groß genug? Man sieht doch nirgends, daß sie höher wachsen, wohl aber verwittern, zerbröckeln und vom Wasser allgemach niedergewaschen werden!“

Das hat nun allerdings, abgesehen von den langsamen Senkungen und Hebungen, die da und dort beobachtet werden, seine Richtigkeit. Andererseits steht aber auch fest, daß die Erkaltung unserer Erde zwar sehr langsam, aber unaufhaltsam fortschreitet; in den letzten 82,836 Jahren soll ihr Gesamtverlust an Wärme 125 Grad C. betragen haben, was der französische Rechenmeister Fourier glücklich herausgebracht hat. Daraus geht nun mit Sicherheit hervor, daß die Erde bei ihrer Abkühlung stetig kleiner werden muß. Was nun ihren feuerigflüssigen Kern betrifft, so steht dem Zusammenschrumpfen desselben weiter kein Hinderniß im Wege; die festgewordene Schale aber, wenn sie anders mit ihrer flüssigen Unterlage Fühlung behalten will, muß derselben nachsinken, sonst würde sich ja zwischen ihr und dem Kerne ein Hohlraum bilden, was doch die Schwere der gewichtigen Gesteinsmassen nicht zuläßt. Darum wird die Schale ringsum in eine Spannung gerathen; die Felsen werden sich gegenseitig anstemmen, wie die Quadersteine eines mächtigen Tonnen-Gewölbes. Sind die Felsen elastisch oder biegsam, so geben sie langsam dem Drucke nach, verschieben, falten und winden sich fast wie eine teigartige Masse, ohne zu bersten. Sind sie aber spröde und sehr hart, so entsteht, sobald die Grenze ihrer Traafähigkeit überschritten wird, an der schwächsten Stelle ein Krach, ein Riß unter Donnergetöse, und es erbeben und schwanken die benachbarten Länderstrecken weithin. Dabei spielen die Fluthwellen, welche von den Himmelskörpern in flüssigen Kerne der Erde erregt werden, unzweifelhaft eine hervorragende Rolle, indem durch sie die Auslösung der Spannkraft erfolgt. Das ergibt sich aus

den Zusammenstellungen des Astronomen Schmidt zu Athen. Dieser hat z. B. durch Rechnung gefunden: „Daß in der Erdnähe des Mondes die Erdbeben häufiger sind, als in der Erdferne.“

Faßt man das Gesagte kurz zusammen, so kann man sagen: „Die Erde gleicht einem riesenmäßigen Wecker; die Spannung in den Schichten der Erdrinde spielt die Rolle der aufgezogenen Spiralfeder; die Auslösung aber, daß es raffelt und bebt, besorgt der Zeiger der Weltenuhr.“

Die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper und die bergbildende Kraft sind aber nicht die einzigen Erdbebenursachen; dazu kommt noch eine dritte, die allein schon da und dort geleistet hat, was jene beiden zusammen vermögen, nämlich der Stoffwechsel der Erde.

„Was ist das“, fragt der Leser erstaunt — „ist denn die Erde ein lebendes Wesen?“

Ohne Zweifel. Wie es ein Thier- und Pflanzenleben gibt, so gibt es auch ein Mineralleben. Das wissen sowohl die Scheidekünstler als auch die Gesteinskundigen und Erdkener. Ganze Gebirgsschichten verändern im Laufe der Zeiten ihre Natur und Beschaffenheit. Manch felsenfestes Steingefüge verliert allmählich sein Bindemittel, lockert sich auf und wird mürbe; es kann dem Drucke, der auf ihm lastenden Massen nicht mehr widerstehen und zerbricht und zerbröckelt, während manch schlammiges Lager nach und nach erhärtet und sich in die solideste Felsenmasse umwandelt. Das Wasser, welches die Erdrinde nicht nur zum großen Theile bedeckt, pulst auch in tausend Adern und Kanälen im Erdleibe selbst und ist dem irdischen Stoffwechsel in hohem Grade dienlich. Denn in seinem Laufe höhlt es das Erdreich, ja selbst die Steine aus, indem es die löslichen Bestandtheile aufnimmt, weiter befördert und an entfernten Orten ablagert. Dadurch entstehen Auswaschungen, d. h. nicht nur Furchen und Rinnen an der Oberfläche, sondern auch Höhlen, Kessel und Gewölbe im Innern der Erde. Werden nun die Tragfäulen eines solch natürlichen Felsenkellers durch die Sickerwasser immer mehr durchgefressen, so kracht endlich die hangende Wölbung zusammen, daß weithin die Erde erzittert und wo früher vielleicht eine Bergkuppe emporragte, klast jetzt ein Abgrund tief hinab. Diese unterirdischen Zusammenstürze sind in gebirgsreichen Gegenden gar nicht selten und schon oft Ursache von ganz gewaltigen Erdbeben gewesen. —

Gleich dem Wasser spielen auch die durch den Stoffwechsel erzeugten Gase und Dämpfe im Erdinnern als bewegende Kräfte eine wichtige Rolle. Was fest ist, kann wieder flüssig und luft-

förmig werden; fast jeder Körper kann sich in Gas verwandeln. Aus der Erdtiefe, wo Druck und Wärme in hohem Grade die Entwicklung von Gasen und Dämpfen befördert, entsteigen dieselben durch Ritzen und Spalten. Hieher gehören die Quellen von Wasserstoff, Kohlensäure, schwefeliger Säure, Sumpfluft u. dgl., so daß es gewiß ebensoviel und verschiedene Gasquellen geben mag, als Wasserquellen; nur kann man jene nicht immer sehen, höchstens riechen. Finden aber die Gase keinen Ausweg, so sammeln sie sich als ungeheure unterirdische Blasen. Diese wachsen und dehnen sich so lange, bis sie im Stande sind, die überlagernden Gesteinsschichten zu heben und zu durchbrechen. Daß solches nicht gerade auf sanfte Art vor sich geht, kann man sich denken, ja nicht selten erzwingen sich gepresste Dämpfe den Durchgang mit Donnergetöse und weithin vernehmbaren Erdbeben.

So, nun glaubt der Hausfreund seinem verehrten Leser genug Stoff geboten zu haben, um sich über die Ursachen der Erdbeben sein eigenes Urtheil zu bilden. Wenn er mit dem Hausfreund nicht einig sein sollte — gelehrte Leute sind es ja selten, und wenn er die Sache besser versteht und die wahre Ursache der Erdbeben ergründet hat, so ist er vielleicht so freundlich, gegen anständige Vergütung seine Ansicht einzusenden, damit der Hausfreund seine Lehre im nächsten Kalender widerrufen kann. Wenn aber der geneigte Leser mit dem Hausfreund einig ist — so muß es für ihn eine große Befriedigung sein, einmal erfahren zu haben, warum bisweilen der Boden wackelt, wenn er des Abends spät vom Wirthshause gemüthlich heimwärts wandelt. Ob es die Fluthwellen sind, welche der himmlische Mond dort droben erregt, oder ob es drunten die bergbildende Kraft ist, welche die sonst so ebene Straße zum Schwanken bringt, oder ob ein allzu rascher Stoffwechsel — ein unterirdischer Felsenkeller oder ein Dampf daran schuld sind, genug: es wird für ihn immerhin eine große Beruhigung sein, wenn er nur weiß: „Warum?“

#### Reimspruch.

Aus Hebel's ungedrucktem literarischem Nachlaß.  
(Nachdruck verboten.)

Bald denki, 's isch e bösi Zit,  
und weger 's End isch nimmi wit;  
bald denki wieder: loß es goh,  
wenn's gnuog isch, wird's scho anderst cho.  
Doch wenni näume ane gang  
un 's tönt mer Lied und Vogelsang,  
so meini fast, i hör e Stimm:  
„Bis z'friede! 's isch jo nit so schlimm.“